
3 1761 07355965 0



Presented to the

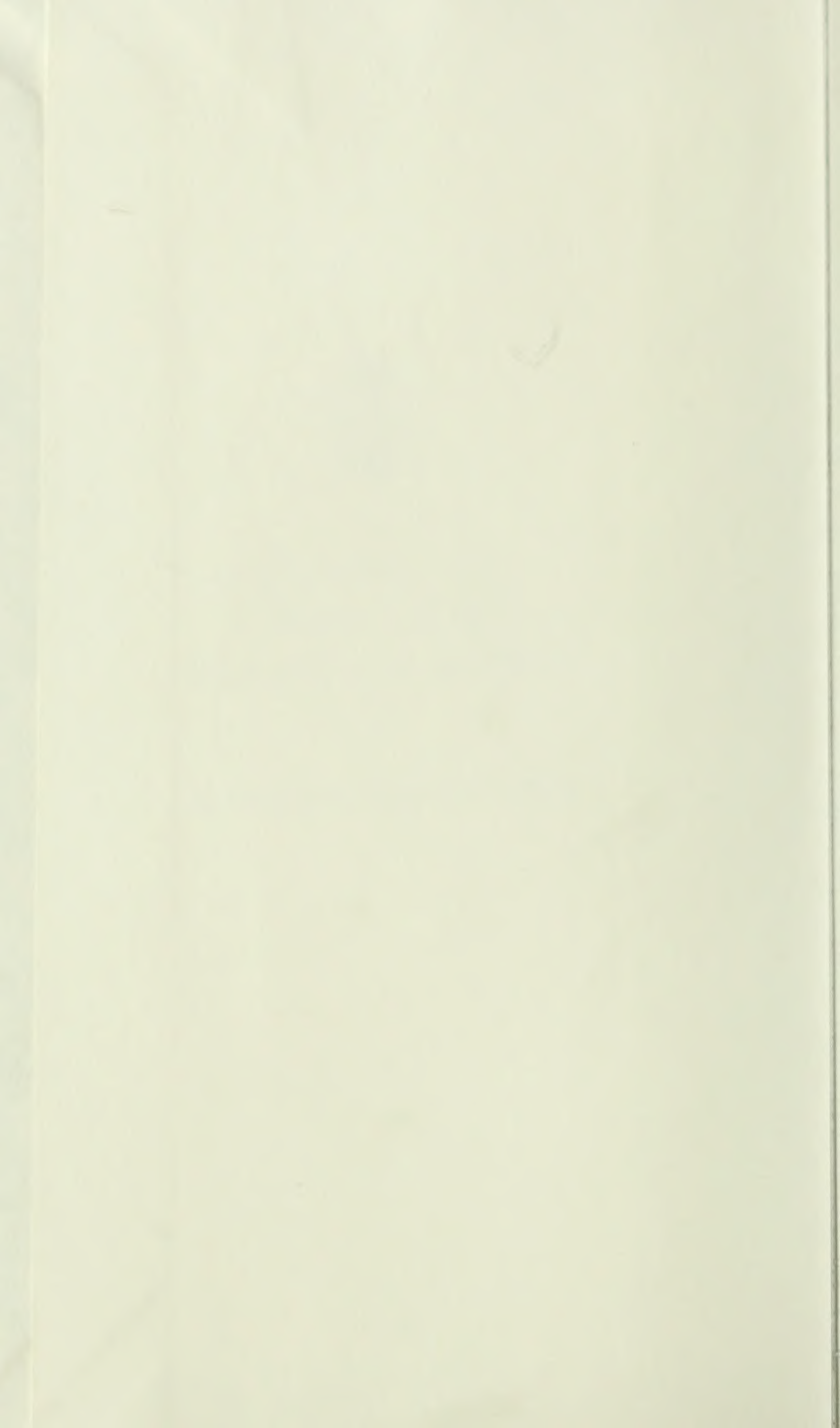
LIBRARY *of the*

UNIVERSITY OF TORONTO

by

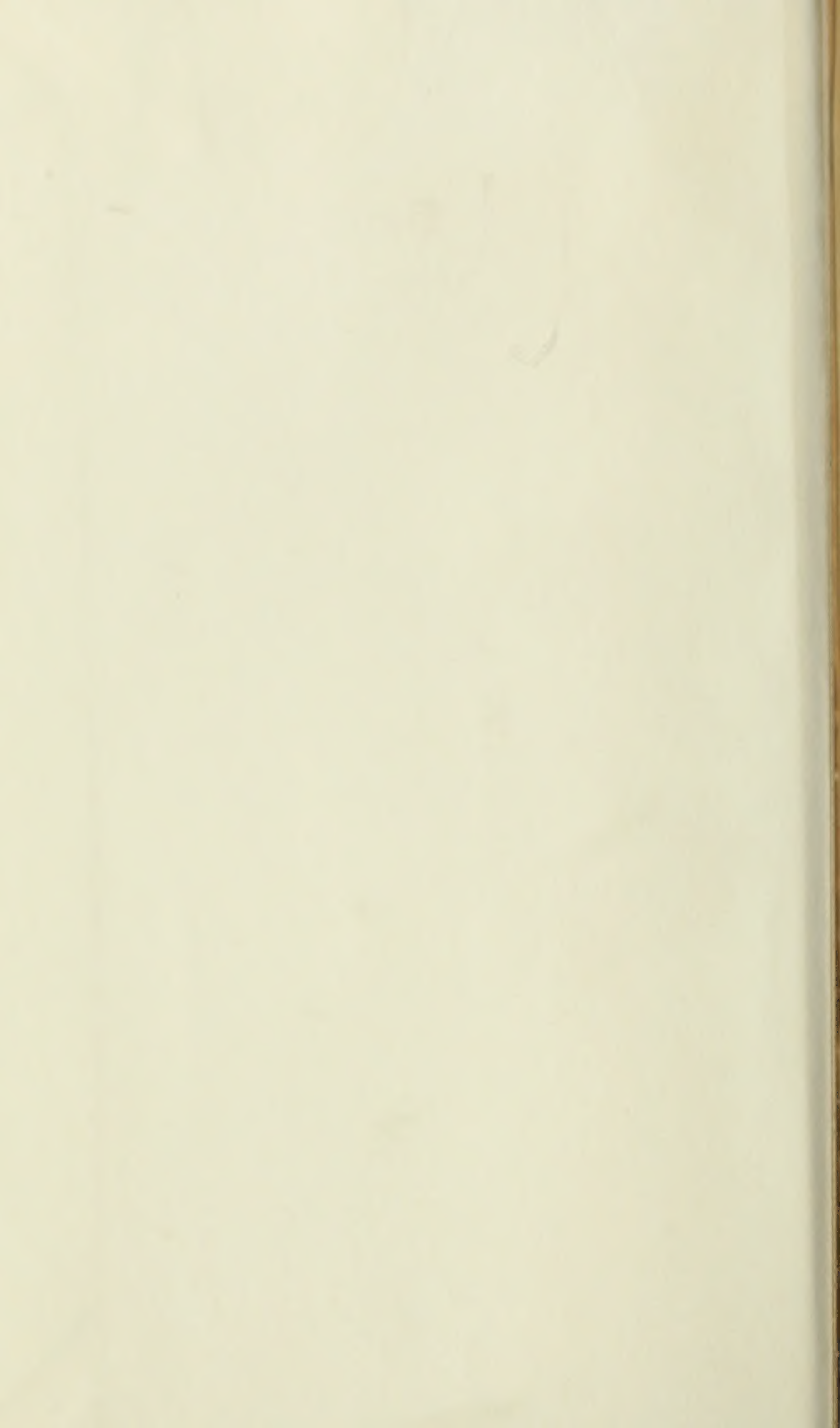
Professor Heichelheim





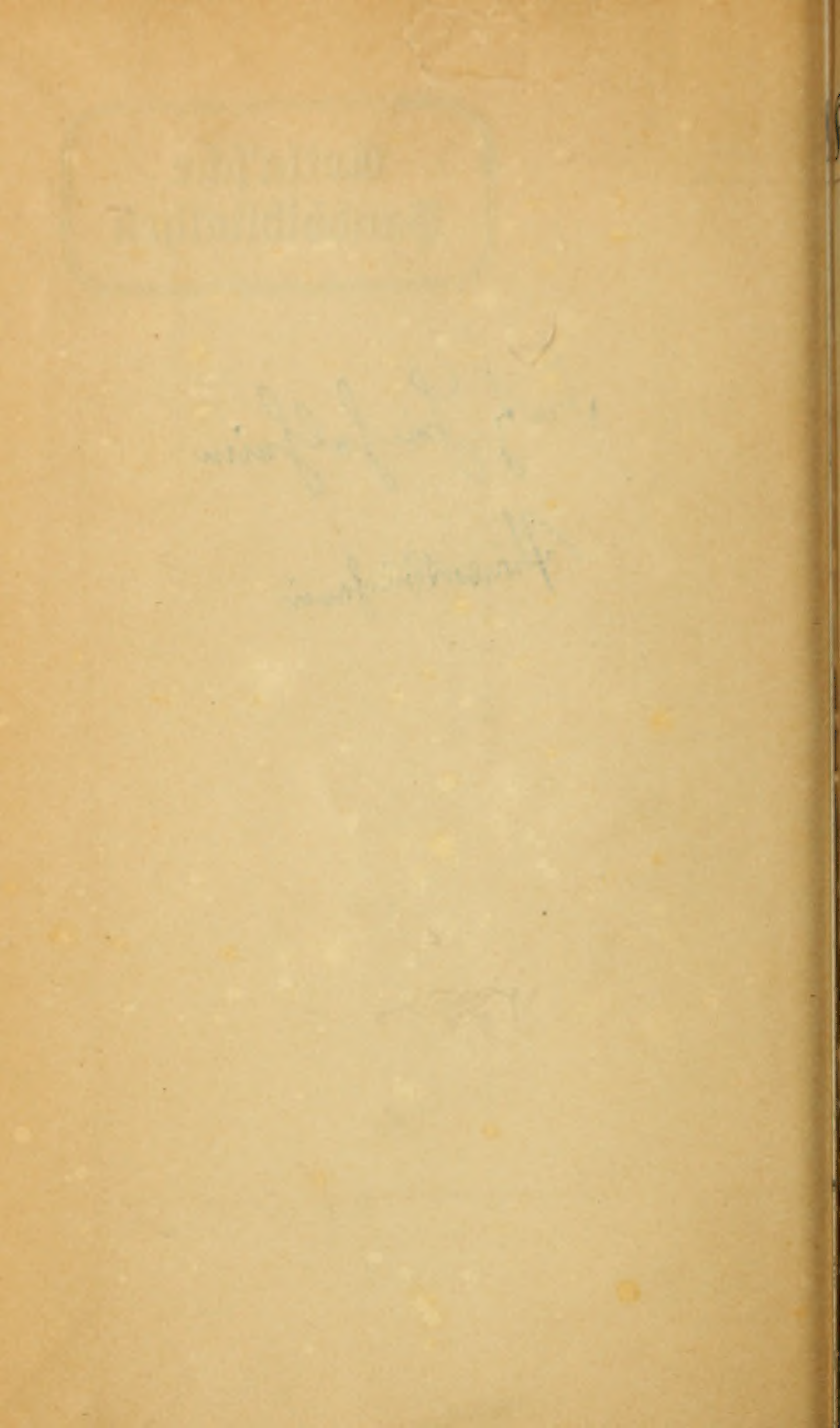
Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/kurlndischeges00pant



Cotta'sche Handbibliothek

Fritz Heichelheim
[illegible]



Kurländische Geschichten

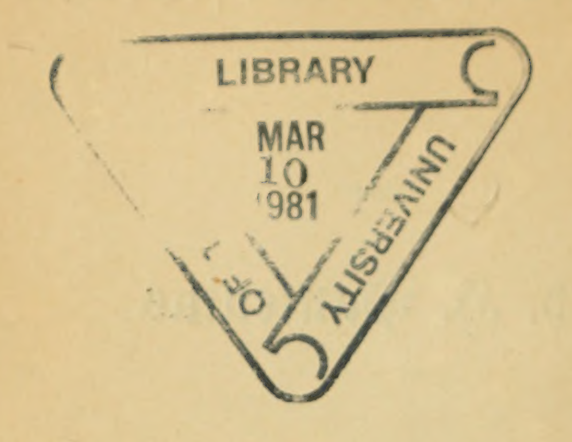
von

Th. H. Pantenius



Stuttgart und Berlin
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

A. g. XIII.



Alle Rechte, insbesondere das Übersetzungsrecht, vorbehalten

PT
2445
P3K8

Inhalt



Der alte Jungherr und seine Liebe

Ein Afrikareisender erzählt, er sei einmal gezwungen gewesen, sich vor ihn verfolgenden Löwen auf einen Baum zu flüchten, und habe dort drei Tage lang ohne Speise und Trank aushalten müssen. In dieser furchtbaren Lage habe ihn nur der Gedanke aufrechterhalten, daß seine derzeitigen Leiden doch noch unvergleichlich geringer seien als diejenigen, welche er als Jüngling an jedem Sonntag ausstand, wenn er an dem Familienmittagessen bei einer Tante teilnehmen mußte.

Diese Anekdote fällt mir ein, sobald ein Zufall mich einmal an das Gut Behrsen erinnert. Behrsen war bis zur Aufhebung des alleinigen Güterbesitzrechtes des kurländischen Adels ein bürgerliches Lehn, das heißt, es konnte auch von Bürgerlichen erb- und eigentümlich besessen werden, und es gehörte in meiner Jugend Frau Bernhardine Tuch (mit kurzem „u“), geborenen Tuch. Diese Dame, die Witwe eines Rechtsanwaltes in Mitau, war von Vater- und Mutterseite her eine Cousine meiner Mutter, war mit ihr zusammen im Hause meines Großvaters erzogen worden und blieb bis zu ihrem Tode durch eine innige Freundschaft mit ihr verbunden. Als Frau Tuchs Mann starb — er ertrank, während er sich bei starkem Eisgang über den Fluß setzen ließ, um eine Fahrt zu unternehmen, die nicht die mindeste Eile hatte —, blieb Frau Tuch mit zehn Kindern zurück, lauter Söhnen, von denen der älteste elf Jahre und der jüngste drei Monate

alt war. Aber diese Frau war der Sachlage gewachsen. Sie zog nach Behrsen, nahm Feld- wie Hauswirtschaft selbst in die Hände und entwickelte eine bewunderungswürdige Tätigkeit. In der ganzen Hauptmannschaft gab es nirgends so schöne Felder wie in Behrsen, und nirgends wurde so vorzügliches Geflügel erzogen wie dort. Dabei fand sie noch reichlich Zeit, sich um die Erziehung der Kinder zu kümmern, die von Hauslehrern unterrichtet und bis zur Universität vorgebildet wurden. Daß die zehn jungen Tuchs alle einmal studierten, verstand sich von selbst, denn nur die äußerste Dummheit konnte einen Sohn dieses Geschlechts vom Studium absolvieren. In diesem Falle wurde er Kaufmann, blieb aber dann immer ledig, einesteils, weil er es natürlich nie zu einer selbständigen Stellung brachte, anderenteils aber auch, weil ein instinktives Gefühl ihm die Berechtigung, eine so gebildete Familie fortzupflanzen, absprach.

Mit dieser Familie nun sind bereits meine frühesten Erinnerungen eng verbunden, denn selbst als mein Vater noch lebte — und er starb doch schon, als ich fünf Jahre alt war —, verbrachten wir alljährlich einige Wochen in Behrsen, und später wurden oft vier bis sechs Wochen daraus. Oh, diese Wochen! Ich konnte von früh auf weder Behrsen noch seine Bewohner leiden. Das Wohnhaus dort hatte, obgleich es groß und geräumig war, doch einen eigentümlichen, dumpfen, mir höchst unsympathischen Geruch, wie er alten, aus Feldsteinen erbauten Häusern nicht selten anhaftet. Die Speisen waren mit Zwiebeln angerichtet, und der Garten, der wesentlich Obst- und Gemüsegarten war, entsprach ebenfalls durchaus nicht meinen Neigungen. Und nun erst die Bewohner! Mutter und Söhne waren ein so nüchternes, frohsinniges, geselliges Geschlecht, und ihr ganzes Sinnen und Denken

war so ausschließlich auf Positives, auf Dinge gerichtet, die man mit Augen sehen und mit Händen greifen konnte, daß mein Dichtergemüt auf das energischste gegen sie Stellung nahm. Wenn die ganze Familie nach dem Abendessen zusammensaß und dann über irgendeine alte Anekdote so laut und herzlich lachte, daß die Spiegel an den Wänden ins Schwanken gerieten, so drehte sich mir das Unterste zu oberst und ich empfand die tiefste Abneigung gegen diese harmlosen und guten Menschen. Sie ihrerseits wußten mit mir auch nichts anzufangen. Ich erschien ihnen als ein verschlossener, durchaus unzugänglicher Knabe, dessen Gegenwart ihnen keineswegs angenehm sein konnte, zumal sie alle der Überzeugung waren, daß meine Mutter mich auf das unverantwortlichste verwöhne. Ich glaube, Tante Tuch und ihre sämtlichen Söhne waren der Meinung, daß es mir vortrefflich bekommen sein würde, wenn jedes von ihnen mich einmal tüchtig hätte durchprügeln können, und sie hätten sich dieser Aufgabe auch wohl gern unterzogen. Ich muß übrigens — der Wahrheit die Ehre gebend, bekennen, daß — wenn ich die Gesinnung der Familie richtig deute — sie ihre Neigungen aus Rücksicht auf meine Mutter in ihrem tiefsten Innern verschlossen. Ich habe in Behrsen nie ein unfreundliches Wort gehört, freilich auch nur selten ein wirklich freundliches.

Unter diesen Umständen versetzte mich die Nachricht, wir würden dann und dann nach Behrsen fahren, jedesmal in die äußerste Verzweiflung, und es bedurfte der energischsten Drohungen seitens meiner Mutter, damit ich überhaupt in den Wagen stieg und später in Behrsen mehr als „ja“ und „nein“ sprach.

Da diese Leiden sich alljährlich wiederholten und da das stets gleiche Leben in Behrsen der Erinnerung keinerlei

Haltepunkt bietet, so weiß ich mich nicht zu entsinnen, wann der Mann, von dem ich heute hier erzählen will, zum erstenmal in meinen Gesichtskreis trat, zumal er mir auch dann noch so manches Jahr ein Fremder blieb. Wahrscheinlich geschah es schon, als die beiden ältesten Söhne des Hauses zum erstenmal von der Universität nach Hause kamen und nach der gastfreien Sitte des Landes mehrere Kommilitonen für die Ferien mit nach Hause brachten. Später war Häberle immer irgendwo Hauslehrer.

Die Jahre vergingen, und die älteren Tuchs verließen schon die Universität, während von den jüngeren einer nach dem anderen sie bezog. Schließlich ging auch der jüngste Sohn — er war fünf Jahre älter als ich — nach Dorpat — mit ihm schied auch der letzte Hauslehrer, und Tante Tuch blieb allein in ihrem Behrsen, was dieser durchaus geselligen Natur noch schwerer geworden sein muß als anderen Frauen in gleicher Lage. Um so mehr genoß sie es, wenn dann endlich die Ferien die Söhne brachten, sowohl die älteren, die bereits im bürgerlichen Leben standen, wie die fünf Studiosen. Kamen doch überdies die zehn nicht allein, denn fast jeder brachte noch einen Freund mit, und außerdem gab es mehrere Herren, die als Hausfreunde ganz regelmäßig ihre Ferien in Behrsen verbrachten. Unter zwanzig Personen waren zu Weihnachten und im Sommer gewiß nie im Hause, oft genug aber dreißig.

Diese zahlreiche Gesellschaft von jungen, durch gemeinsame Universitätserinnerungen eng verbundenen Männern genoß nun das Leben in ihrer Weise, und jeder trieb mit äußerstem Behagen in dem Strom — nein, das ist ein falsches Bild — jeder paddelte mit Behagen in dem sonnendurchwärmten Teiche des Lebens auf Behr=

sen. Der Kaffeetisch stand von sieben bis zehn Uhr gedeckt und versammelte nach und nach die ganze Gesellschaft, die vollzählig war, wenn die Kaffeetassen den Tellern Platz machten und das zweite Frühstück serviert wurde. Wenn dieses verzehrt war — etwa um halb zwölf Uhr —, zog sich alles zurück. Einige der Herren machten mit Flinten auf dem Rücken einen Spaziergang, andere badeten in dem kleinen Bach, der an ein paar Stellen Tümpel bildete, in denen ein Mann vom Wuchse der Tuchs etwa bis an die Brust mit Wasser bedeckt war, die dritten saßen in einer Hopfenlaube im Garten und plauderten. Um ein Uhr wurde dann zu Mittag gegessen, was mit dem darauffolgenden Kaffee die Zeit bis drei Uhr ausfüllte. Nun schliefen alle Mittag bis fünf, tranken Tee bis sechs Uhr und gingen, ritten oder fuhren spazieren bis acht. Von acht bis neun aß man zu Abend, nach dem Abendessen wurde dann bis elf Uhr gezecht, wobei auch gesungen wurde.

Wie deutlich stehen diese Abende noch in meiner Erinnerung! An den großen runden Tisch, der die Ecke der vierfensterigen „großen Stube" von Behrsen einnimmt, ist noch ein langer viereckiger geschoben, und um beide sitzen die zehn Tuchs, ihre Freunde, Tante Tuch, meine Mutter und ich. Die ersteren haben alle eine auffallende Familienähnlichkeit: blondes Haar, Gesichter wie Milch und Blut, gerade Nasen, prachtvolle Zähne und mächtige Körper. Nur die Augen sind der Farbe nach verschieden, die einen haben blaue, die anderen braune Augen. Auf dem Tische stehen eine Bowle, ein Zigarrenkasten, mehrere Becher mit selbstgemachten Zigaretten und zwei Moderateurlampen, um welche ein Meer von Tabakrauchwolken wogt. Diese Wolken hängen auch über unseren Köpfen, erfüllen das ganze Zimmer, die ganze Enfilade,

denn bis auf Häberle und die beiden Frauen rauchen alle Anwesenden. Jetzt wird ein Lied gesungen, das eine höchst merkwürdige, sich überstürzende Melodie hat, die einigermaßen an den schottischen Pibrock erinnert, und das, wenn ich mich recht erinnere, ein kurisches Farbenlied ist — oder war es eine Art kurländischer Nationalhymne? Jedenfalls handelte es sich um kein gemeines Studentenlied, denn es wurde immer mit einem: Vivat, crescat und so weiter geschlossen.

Das Lied ist heruntergehaspelt, und es tritt eine Pause ein.

„Was mag eigentlich aus Karl Eberfeld geworden sein?" fragt einer der Fuchs. Und nun werden Karl Eberfelds Eigenschaften einer gründlichen Untersuchung unterzogen. Von Karl Eberfeld kommt man auf Gustav Eberfeld, von diesem auf dessen Freund Richard Erz, und so geht es fort. Man sprach in Behrsen überhaupt fast ausnahmslos nur über Personen, vorausgesetzt natürlich, daß nicht gerade von den Dorpater Landsmannschaften die Rede war.

Das weiße Haar und darunter das rosige Gesicht von Tante Tuch leuchten weithin durch die Rauchwolken. Ein glückseliges Lächeln spielt um ihren Mund. Auch meine Mutter, der ein freundliches Geschick die Gabe verliehen, am Umgang mit Menschen jeder Art Behagen zu finden, blickt höchst zufrieden. In dem ganzen Kreise bin ich der einzige, der sich nicht behaglich fühlt, aber ich verhalte mich so still, daß man meine Gegenwart vergißt und sie daher nicht störend empfindet.

Das ganze Treiben erschien mir damals platt und schal, und ich war nicht imstande, den guten Eigenschaften dieser Menschen irgend gerecht zu werden. Es kam noch ein Umstand hinzu, der sie mir noch unangenehmer machte,

als sie es ohnehin schon waren. In einem so großen Kreise von müßigen jungen Männern entwickelt sich sehr bald das Bedürfnis, jemand zum Gegenstand von Neckereien zu machen, und diese werden schon deshalb fleißig kultiviert, weil sie in dem Neckenden ein angenehmes Gefühl geistiger Überlegenheit über den Geneckten auch dann wachrufen, wenn eine solche im übrigen keineswegs vorhanden ist. Die Opfer dieser Necklust sind ja oft keineswegs einfältig, es sind vielmehr häufig nur übertriebene Gutmütigkeit und Höflichkeit des Herzens sowie eine gewisse Schwäche des Entschlusses, die sie veranlassen, das Gefühl der eigenen Würde mehr als billig beiseite zu setzen. In Behrsen nun war Häberle der Gegenstand der allgemeinen Necklust, und man war unermüdlich, immer neue Streiche zu ersinnen, die ihn mystifizierten, ihn in Verlegenheit setzten oder für einen Augenblick seine Entrüstung wachriefen. Nicht als ob diese Streiche irgendeinen bösartigen Charakter getragen hätten — die zehn Tuchs und ihre sämtlichen Freunde waren höchst gutmütige Menschen, und sie alle liebten Häberle aufrichtig und herzlich —, aber sie waren immerhin mitunter derb genug. Mir sind nun diese Art Scherze von jeher im höchsten Grade zuwider gewesen, und wo diese Verkehrsform mir entgegentrat, hat sie mich immer mit dem Gefühl lebhafter Abneigung gegen ihre Urheber wie gegen ihre Opfer erfüllt.

An die Stelle der in Aussicht gestellten Schläge, die allein den Knaben nach Behrsen brachten, waren längst die Tränen meiner Mutter getreten, die nun dem Jüngling gegenüber den gleichen Erfolg hatten, aber die Leiden des Besuches ergingen alljährlich über mich. Sie waren indessen in den letzten Jahren nicht mehr so groß wie früher. Um nämlich dem Zusammensein mit unseren

Wirten möglichst zu entgehen, hatte ich mich dort mit großer Energie der Beobachtung des Vogellebens zugewandt, sammelte Bälge, Nester und Eier und führte ein Tagebuch über das Gesehene. Nur die beiden Hauptmahlzeiten mußten nun noch auf dem Altar der Sohnesliebe geopfert werden, im übrigen fand man es natürlich, daß meine Passion mich den Tag über in Wald und Feld festhielt. Mir aber erwuchsen solchergestalt aus der Qual der Sommer in Behrsen Interessen, die noch heute meine Mußestunden in der angenehmsten Weise ausfüllen.

Es war im Sommer meines letzten Schuljahres, als wir wieder nach dem mir so verhaßten, meiner Mutter aber so lieben Behrsen aufbrachen. Das Haus war in diesem Jahr noch voller als sonst, denn drei der Tuchschen Söhne hatten im Laufe des Winters geheiratet und brachten ihre Frauen mit: liebe, gute, rotwangige Geschöpfe aus Goldingen, Hasenpoth oder Pilten, die über die Scherze ihrer Männer und Schwäger ganz so herzlich lachen konnten wie diese selbst und sich in Behrsen unbeschreiblich wohl fühlten. So reichten denn selbst die zahllosen Gastzimmer von Behrsen nicht aus, und obgleich ich sonst immer ein eigenes erhalten hatte — ich glaube weniger aus Rücksicht auf mich, als um niemand dazu zu verurteilen, mein Stubengenosse zu sein —, mußte ich diesmal eine Stube mit dem „alten Jungherrn" teilen. So aber hieß seit einiger Zeit Häberle, denn das Landvolk und deshalb auch das Gesinde nennt in Kurland einen ledigen Herrn „Jungherr" und fügt, wenn derselbe schon in ein höheres Alter trat, ein „alter" hinzu. Obgleich Häberle nun eigentlich für dieses Prädikat noch zu jung war, drang dasselbe doch bald aus der Gesindestube in die Herrenzimmer und wurde auch dort in Gebrauch genommen.

Der alte Jungherr also und ich bekamen ein Zimmer.

Nun war ich damals ein höchst anmaßender, hochfahrender und empfindlicher Jüngling — und ich muß in Behrsen erst recht unausstehlich gewesen sein —, es ist daher kein Wunder, daß Häberle bei all seiner Herzensgüte ein einigermaßen sauersüßes Gesicht machte, als er nach dem Abendessen mit seiner weichen, ungemein wohllautenden Tenorstimme mir gegenüber äußerte, er freue sich, daß wir während der nächsten Wochen Stubengenossen sein würden. Ich antwortete nur mit einer Verbeugung und zog mich möglichst bald auf mein Zimmer zurück. Ich empfand es als eine schwere Kränkung, daß man mich mit einem Manne, der „sich mopsen" ließ, zusammen untergebracht hatte.

Da ich am anderen Morgen eine Exkursion zu einem nicht allzuweit entfernten See unternehmen wollte, dessen Röhricht und dicht umbuschte Ufer eine reiche Ausbeute versprachen, legte ich alle nötigen Utensilien: Eierlöffel, Dornhandschuhe, mit Baumwolle gefüllte Kästchen und so weiter, schon ehe ich zu Bett ging, zurecht.

Ich war noch wach, als Häberle heraufkam. „Ist es erlaubt?" fragte er, als er meine Schätze gewahr wurde, und erkundigte sich dann nach der Bestimmung der einzelnen Stücke. „Ich könnte mich," bemerkte er schließlich, „nicht entschließen, den Vögelchen die Wohnungen, die sie sich mit so viel Mühe errichteten, zu rauben."

„Die Vögel sind ja keine Menschen," erwiderte ich.

„Das freilich nicht, aber sie sind doch etwas sehr Ähnliches."

„Keineswegs," war meine Antwort, „sie haben vielmehr kaum mehr mit uns gemeinsam als die Pflanzen."

„Das müssen Sie näher begründen," meinte Häberle, und ich hielt ihm nun einen längeren Vortrag, in dem

ich ihm meine Auffassung des Tierlebens entwickelte. Diese war ihm ganz neu und fesselte ihn sichtlich. Er richtete eine Anzahl Fragen an mich, und da diese durchaus verständig und sachgemäß waren — obgleich Häberle vom Leben in der Natur gar nichts verstand —, so regten sie mich zu immer lebhafteren Ausführungen an.

Häberle hatte sich unterdessen entkleidet und zu Bett gelegt. Es fiel mir auf, daß sogar sein Nachthemd vorn eine hübsche Stickerei trug. Häberle war überhaupt immer sehr sorgfältig gekleidet und trieb namentlich mit Wäsche einen damals in Kurland unerhörten Luxus. Sie war nicht nur von vorzüglicher Beschaffenheit, sondern wurde auch täglich gewechselt.

Ich erschrak, als mein Blick zufällig auf meine Uhr fiel und ich gewahr wurde, daß es schon Mitternacht sei. „Jetzt müssen wir aber aufhören," meinte ich, „denn in drei Stunden will ich wieder draußen sein."

„Wie schade," erwiderte Häberle, „ich hätte Ihnen gern noch länger zugehört, aber ich sehe ein, daß Sie jetzt schlafen müssen."

Damit löschte er die Lichter aus.

Unser Gespräch hatte mich so erregt, daß ich nicht einschlafen konnte. Da ich mich nun, um den Schlaf zu finden, hin und her warf, merkte Häberle, daß ich noch wach war. „Es wäre doch schade, wenn Sie Recht hätten," sagte er plötzlich. „Die Vorstellung, daß ein Vogelweibchen in liebender Sorge auf seinen Eiern sitzt, ist so viel schöner als jene, nach welcher in diesem Fall ein stupides Geschöpf ohne jedes Bewußtsein einem in ihm liegenden Naturtriebe Folge leistet, ohne alle persönliche Anteilnahme."

„Es kommt in diesen Dingen nicht darauf an, was schön ist, sondern auf die Wahrheit."

„Ach, diese leidige Wahrheit!“ flüsterte Häberle und seufzte.

Ich verhielt mich nun, um ihn nicht zu stören, ganz still und ich glaubte auch, er sei eingeschlafen, als ich mich aber beim ersten Morgengrauen erhob — eine durchwachte Nacht war mir damals nichts Ungewohntes — und leise nach meinen Kleidern griff, sagte er: „Und Sie wollen wirklich schon fort?“

„Verzeihen Sie, daß ich störe,“ erwiderte ich, „ich fürchte, ich habe Sie überhaupt um den Schlaf gebracht.“

„O, ich bitte Sie, ganz und gar nicht,“ war die Antwort. „Ich leide leider an Schlaflosigkeit, und unsere Unterhaltung hat nur die Wirkung gehabt, mir in angenehmster Weise die Zeit zu verkürzen.“

Als ich draußen war, befand ich mich in einer höchst merkwürdigen Stimmung. Jener „alte Jungherr“, den ich noch gestern abend von ganzem Herzen verachtete, hatte es mir angetan, obgleich ich vergeblich darüber nachsann, wodurch diese Wendung zu seinen Gunsten in mir hervorgebracht worden war.

Unser Gespräch hatte durchaus keinen intimen Charakter gehabt, Häberle hatte überhaupt fast gar nicht gesprochen und doch — —

Am nächsten Abend plauderten wir wieder bis tief in die Nacht hinein. Diesmal war von Dingen die Rede, in bezug auf die er Bescheid wußte. Ich steckte damals tief in den Minnesängern, Wolfram, Gottfried und so weiter — du liebe Zeit — was treibt man in jenen Werdetagen nicht? — und schwärmte für Volks- und Kunstgesang gleich sehr. Zu meiner Überraschung erwies sich auch Häberle als ein feiner Kenner und geschmackvoller Beurteiler dieser Poesien, doch wurde er nur der Lyrik gegenüber so recht von Herzen warm.

Von nun an übten diese Abendstunden einen großen Reiz auf mich und merkwürdigerweise auch auf Häberle aus. Letzteres erklärt sich wohl daraus, daß er in Behrsen niemand hatte, mit dem er ähnliche Gespräche hätte führen können. Er war nämlich, wie sich erwies, voll literarischer Interessen und ungemein belesen. Er war seit lange Hauslehrer im Hause eines kurländischen Edelmannes, der in Litauen besitzlich war, des hochgebildeten Mannes einer hochgebildeten Frau, und da diese drei Menschen in der polnischen, ihnen unsympathischen Welt ganz aufeinander angewiesen waren, suchten und fanden sie im Poniewesch'schen Kreise des Gouvernements Kowno ihr Glück in einer Bibliothek, die alles enthielt, was ihr Volk an ausgezeichneten literarischen Erzeugnissen hervorgebracht hatte und noch hervorbrachte.

Wie schön waren diese nächtlichen Stunden und wie lebhaft leben sie noch in meiner Erinnerung! Draußen geht ein heftiger Gewitterregen nieder, trommelt auf dem Dach und stürzt plätschernd in die Pfützen unter unseren Fenstern. Häberle liegt, den ganzen Oberleib auf die Kissen gelegt, auf dem Rücken im Bett, und der Schein des Lichtes auf seinem Nachttisch fällt hell auf sein Gesicht. Hellblondes, ziemlich langes, auf dem Scheitel und an den Schläfen schon spärliches Haupthaar umrahmt ein merkwürdig weiches Antlitz. Alle Züge in diesem, vor allem Nase, Lippen und Kinn, haben etwas Weiches, heben sich nur wenig von den übrigen Gesichtszügen ab. Auch die hellblauen Augen blicken weich, freundlich, träumerisch. Die Hände liegen gefaltet über der Decke, wie die eines Kindes, das im Begriff ist, sein Abendgebet zu sprechen, Arme und Oberleib sind von blütenweißem Linnen, das auf der Brust eine zierliche Stickerei trägt, umhüllt. Ich werfe mich, während ich rede, im Bett

hin und her, liege bald auf dem Leibe, indem ich mich auf die Ellbogen stütze, bald auf der Seite, bald auf dem Rücken, richte mich auf und sinke wieder nieder, rauche vor allem eine unglaubliche Menge Zigaretten — er verändert seine Lage durchaus nicht. Ich erhitze mich, werfe in bezug auf Autoren und Kritiker mit: Schaf, Narr, Esel, Schurke um mich, brauche andrerseits lauter: „herrlich", „prächtig", „himmlisch", „wundervoll" — er bleibt immer gleich maßvoll, gewählt in der Sprache, zurückhaltend im Lob, nachsichtig im Tadel.

So fliegt die Rede hin und wieder, bis der eine oder der andere entdeckt, daß es eins oder zwei ist. Dann heißt es: „Nun, das besprechen wir morgen."

Jetzt werden die Lichter ausgelöscht, aber wir sind wie gefangene Vögel, zirpen noch ein paarmal, ehe es wirklich still wird. „Gegen das, was Sie zuletzt sagten, ließe sich immerhin das und das einwenden," meint der eine, oder: „Kennen Sie auch das und das von ihm?" Gewöhnlich fügt er aber gleich selbst hinzu: „Doch, das müssen wir morgen erörtern."

Und nun wird es still, und die Musik des Regens, das Plätschern und Rinnen ringsum singt uns in den Schlaf.

Es war merkwürdig: wir waren nur auf unserem Zimmer Freunde, und zwar auch nur am Abend. Unten, unter den Tuchs verhielten wir uns kaum anders als in all den Jahren vorher, und selbst wenn wir am Tage auf unserem Zimmer zusammentrafen, kam nie ein Gespräch in Gang. Dieser Umstand entsprach durchaus meinen romantischen Neigungen. Hätte ein dritter um unsere Abende gewußt, sie wären mir nicht halb so lieb gewesen.

Eins freilich störte mich immer: daß Häberle seinen

Freunden gestattete, in solcher Weise mit ihm zu scherzen. Indessen, da ich auch jetzt fast den ganzen Tag über allein durch Feld und Heide schweifte, brauchte ich nicht allzuoft ein Zeuge dieser mich nun wahrhaft empörenden Späße zu sein.

Eines Tages kehrte ich früher als gewöhnlich aus dem Walde zurück. In dem Augenblick, als ich die Hand nach der Türklinke unseres Zimmers ausstreckte, wurde die Tür von innen geöffnet, und einer der jüngeren Tuchs trat heraus. Als er mich gewahr wurde, lächelte er verschmitzt, sagte aber nichts und ging fort. Ich blickte mich mißtrauisch im Zimmer um, konnte aber nicht entdecken, welche Beobachtung meinen Vetter mit so viel innerer Heiterkeit erfüllt haben konnte.

Bald darauf kamen Häberle und ein halbes Dutzend Tuchs herauf, und ich bemerkte jetzt, daß es auf eine „Mopserei" abgesehen war. Ich hätte mich unter einem Vorwande leicht entfernen können, wurde aber durch eine gewisse Neugierde festgehalten. Was konnten sie nur vorhaben? Scheinbar waren sie nur durch den Wunsch hinaufgeführt worden, ein unten begonnenes Gespräch fortzuführen, saßen auf den Stühlen, Tischen und Betten umher, rauchten Zigaretten und plauderten. Nach einiger Zeit sah einer von ihnen nach der Uhr und bemerkte, man würde gleich zu Tische gehen müssen. Häberle warf nun die Oberkleider schnell ab, um sich zu waschen, und ich sah aus den Gesichtern der Tuchs, daß der „Spaß" jetzt losgehen mußte, ahnte aber noch immer nicht, worin er bestehen könnte. Jetzt näherte Häberle sich dem Waschapparat und beugte sich zu ihm nieder, fuhr aber plötzlich entsetzt zurück und taumelte gegen den Fußrand meines Bettes. Die Herren brachen in ein schallendes Gelächter aus. In der Waschschüssel schwamm ein ungewöhnlich

großer Regenwurm, gegen diese Tiere aber, sowie überhaupt gegen alles Gewürm, hatte Häberle eine unüberwindliche Abneigung. Kroch ihm eine Raupe über die Hand oder trat er auf eine Kröte, so schrie er auf wie ein Backfisch und wurde kreidebleich.

Das Gelingen dieses Spaßes animierte die Tuchs zu weiterem Vorgehen. Sie umringten Häberle und beschworen ihn, die Gelegenheit zu benutzen, um über diese Idiosynkrasie Herr zu werden. Für einen „alten Jungherrn" schicke es sich doch durchaus nicht, so schreckhaft zu sein. Häberle wies diese Zumutung zurück, aber in so heiterer Weise, daß seine Quäler dadurch nur noch mehr gereizt wurden, den Scherz fortzusetzen. Nach längerer Wechselrede fielen sie über ihn her und bemühten sich, sein Gesicht in die Waschschüssel zu tauchen. Häberle wehrte sich, aber seine Gegenwehr behielt in der Tat immer etwas Komisches, und so hätten die Übermütigen ihre Absicht wohl ausgeführt, wenn nicht während des Hin und Her plötzlich Häberles Hemd von oben bis zum Gürtel zerrissen wäre. Dieser Umstand brachte die Herren gewissermaßen wieder zu sich. „Sei nicht böse, alter Jungherr," hieß es, „du weißt ja, wie wir es meinten."

Sie meinten es in der Tat nicht schlimm. Dieses derbe Geschlecht liebte auch derbe Späße, und jeder von ihnen hätte zur Not auch einen solchen über sich ergehen lassen, ohne sich sonderlich viel daraus zu machen. Mich aber erfüllte diese Szene mit einem unbeschreiblichen Widerwillen gegen die ganze Gesellschaft, und wäre ich schon Student gewesen, ich hätte zweifellos trotz Mutter, Freundschaft und Verwandtschaft ihnen allen miteinander das Wort entgegengeschleudert, welches mir die einzig zutreffende Bezeichnung für sie zu enthalten schien. So aber mußte ich, wohl oder übel, meinen Grimm hinunterschlucken.

Ich hatte mich, als der Tumult begann, an das Fenster zurückgezogen und blickte, mit dem Rücken gegen das Fensterkreuz gelehnt, auf das Treiben. Wie nun Häberle mit dem zerzausten Haar und dem zerrissenen Hemd sich von der Gruppe loslöste und auf die neben mir stehende Kommode zuschritt, sah er aus wie der Teilnehmer an einer Schlägerei im Kruge, und ich blickte mit unverhehlter Verachtung auf ihn, zumal ein Lächeln um seine Lippen zu beweisen schien, daß ihm der Spaß nicht weiter unangenehm gewesen war.

Häberle zog, ohne mich anzublicken, ein Schiebfach der Kommode auf und beugte sich über dasselbe, indem er nach einem Hemde suchte. In diesem Augenblick gewahrte ich, daß ein paar Tränen schnell über seine Wangen liefen und in die Schublade fielen; er selbst aber tat, als ob er nicht gleich das rechte Hemd finde, und als er sich wieder aufrichtete, umspielte schon wieder sein gewöhnliches, gutmütiges Lächeln seinen Mund.

Der Eindruck, den diese Tränen auf mich machten, war groß, und ein heißes Mitleid mit dem, der sie geweint hatte, stieg in mir auf, aber ich verhärtete mein Herz absichtlich und gab mir alle Mühe, das Gefühl der Verachtung festzuhalten. Ich begab mich hinunter, suchte meine Mutter auf und beschwor sie, indem ich ihr über den Vorgang, dessen Zeuge ich soeben gewesen war, berichtete, mit mir Behrsen zu verlassen. Allein meine Mutter blieb in diesem Punkte jetzt ebenso fest wie bisher immer. So sehr sie mich auch gewähren ließ und so sehr sie sonst den Wünschen ihres einzigen Kindes auch dann Rechnung trug, wenn dieselben töricht waren, sobald Behrsen in Frage kam, wurde das anders. Sie war eben mit Tante Tuch durch eine Freundschaft verbunden, gegen die selbst ich vergeblich Sturm lief. So setzte sie mir

denn auch jetzt auseinander, daß ein solcher Scherz zwar keineswegs zart, aber doch auch nicht so unerhört roh sei, wie ich ihn auffasse. Die jungen Leute wären wohl durch die Lust des Augenblickes weiter fortgerissen worden, als ihnen selbst lieb sei, und wenn ich acht gäbe, würde ich gewiß bemerken, daß sie den Spaß durch verdoppelte Freundlichkeit und Herzlichkeit gegen Häberle gutmachen würden. Man müsse die Menschen nun einmal verbrauchen, wie sie wären, und habe nicht das Recht, zu verlangen, daß sie sich nach unseren Wünschen, die ihnen ja noch dazu oft gar nicht bekannt wären, richten sollten. Ich sei der Allerjüngste und überdies Gast in diesem Kreise, ich hätte mich daher in den in demselben herrschenden Ton zu schicken. Häberle selbst sehe überdies diese Dinge gar nicht so sentimental an wie ich.

Als ich darauf erklärte, daß ich wenigstens jedenfalls noch heute Behrsen verlassen würde, legte meine Mutter ihrerseits sich aufs Bitten, und als die ersten Tränen in ihren Augen schimmerten, war der Handel wieder einmal dahin entschieden, daß ich blieb.

Ich blieb, aber ich legte meinen Zorn über den abgeschlagenen Sturm auf meiner Mutter Herz auch noch auf die Schultern Häberles, und als ich in der Tat bemerkte, daß den Tuchs ihr Betragen vom Vormittag sichtlich leid tat und daß sie es durch verdoppelte Herzlichkeit gegen Häberle gutzumachen suchten, redete ich mir ein, daß ihr Verhalten immerhin entschuldbar sei, während Häberle mir als ein durchaus verächtliches Geschöpf erschien.

Als wir am Abend unser Zimmer betraten und Häberle mit der Frage, ob ich Diez' „Die Poesie der Troubadours" kenne, unser Gespräch wieder in das übliche Fahrwasser lenken wollte, erwiderte ich mit einem so kurzen und

scharfen „nein", daß er keine weitere Frage an mich richtete. Damit hätte ich nun ganz zufrieden sein müssen, statt dessen verspürte ich aber ein heißes Verlangen, von ihm noch einmal angeredet zu werden. Doch das geschah nicht, wir entkleideten uns vielmehr schweigend und legten uns auch so zu Bett.

Nun waren bisher mit Rücksicht auf Häberles Schlaflosigkeit die Läden unseres Fensters immer geschlossen worden — wir befanden uns in der Zeit der hellen Nächte — und zwar von dem, der zuletzt mit dem Auskleiden fertig war. Diesmal hätte Häberle sie schließen müssen, er ließ sie aber offen.

Ich liebte von jeher die hellen nordischen Nächte über alles und hätte daher froh sein müssen, endlich wieder einmal eine genießen zu können — was ging mich künftig Häberles Schlaflosigkeit an? —, statt dessen fragte ich, wenn auch mit rauher Stimme: „Soll ich die Läden schließen?"

„Danke, soweit ich in Frage komme, möchte ich bitten, sie offen zu lassen," war die Antwort.

Ich war innerlich empört. Ich verstand Häberle so: „Ich weiß, daß du mir mit den geschlossenen Läden ein Opfer brachtest. Solange du liebenswürdig gegen mich warst, nahm ich es auch gern entgegen, jetzt aber, wo du mich beleidigt hast, bitte ich dich, davon abzusehen." War das nun nicht unerhört? Derselbe Mann, der sich von den Tuchs in so unglaublicher Weise mißhandeln ließ, ohne ihnen ihre Roheit irgend nachzutragen, nahm sich heraus, mir gegenüber den Verletzten zu spielen, weil ich einmal auf ein von ihm angeregtes Gespräch nicht sofort eingegangen war! Aber so geht es, wenn man höflich ist! Hätte ich den Mann von Anfang an so schlecht behandelt wie die Tuchs, er hätte mein kurzes „nein" ganz

in der Ordnung gefunden. Aber er soll bald einsehen, daß mir an seiner Meinung auch nicht das mindeste gelegen ist.

Es war eine warme, heiße Sommernacht, und alles, was in einer solchen seine Stimme vernehmen läßt, machte Musik nach Herzenslust. Die Frösche in den beiden Teichen quakten um die Wette, die Wachtelkönige in der Wiese schrien, die Wachteln im Kornfelde riefen, die Nachtschwalbe schnurrte über den Garten hin. Ich konnte, wenn ich zu Häberle hinüberblinzelte, seine Gesichtszüge deutlich erkennen. Er lag wie gewöhnlich auf dem Rücken und hielt die Hände gefaltet über der Decke. „Ganz wie ein Weib," dachte ich, „wie eine Frau, die nach glücklich beendetem Wochenbett den Besuch ihrer Freundinnen erwartet! Er ist ja auch nur ein Weib. Man sollte ihn nicht den „alten Jungherrn" nennen, sondern das „alte Weib".

Ich blinzelte wieder hinüber nach dem „Weib". Es schien mir jetzt, als ob ein tief schmerzlicher Zug um den Mund Häberles lag. Mir war seltsam zumute. Ich warf die Decke ab, aber auch das Bettuch lastete noch schwer auf mir. Und wenn er ein Weib ist, dachte ich weiter, was kann er dafür? Er ist einmal ohne Hörner und Zähne, wehrlos zur Welt gekommen. Und wenn dem so ist, ist es dann edel, daß ich diese Wehrlosigkeit auch meinerseits mißbrauche? Kein echter Mann greift doch ein Weib an. Und dann — er weinte vorhin, er leidet also unter seiner Wehrlosigkeit, leidet vielleicht schwer. Es war ihm vielleicht eine große Freude, daß er mit mir Dinge besprechen konnte, die ihn interessierten, während seine Freunde keinerlei Verständnis für sie haben! Er genoß es vielleicht aus tiefster Seele, daß ich nie mit ihm scherzte, ihn nie neckte! Ob er wohl Angehörige hatte? Vermutlich

nicht, wenigstens sprach er nie von ihnen. Ob er wirklich ganz allein stand in der Welt? Wahrscheinlich, denn es war immer nur von seinen Freunden die Rede. Großer Gott, wie traurig mußte das für einen so weichen Menschen sein! Vielleicht war es diese Vereinsamung, die ihn veranlaßte, sich so viel von den Tuchs gefallen zu lassen. Wußte er doch, daß sie ihn in ihrer Weise herzlich liebten. Es ergriff mich ein tiefes Mitleid mit dem einsamen Manne, der da so still und ergeben drei Schritt von mir in seinem Bett lag und litt, durch mich litt!

Wie heiß und schwül es in der Stube war! Und dann die Stimmen draußen! „Du brichst ihm das Herz! Du brichst ihm das Herz!" quakten die Frösche; „himmelschreiend, himmelschreiend," schrie der Wachtelkönig; „tot, morgen tot, tot, morgen tot," rief die Wachtel.

Ich blickte wieder zu Häberle hinüber. Er lag noch immer bewegungslos da, den Kopf ein wenig zur Seite gewandt, der Wand zu.

Wie er so still dalag mit einem Antlitz, das mir jetzt den Ausdruck sanfter, stiller Ergebenheit zu tragen schien, erinnerte er mich an den ersten Menschen, den ich mit Bewußtsein sterben sah. Ich hatte als Knabe das heiße Verlangen, einmal ansehen zu dürfen, wie ein Menschengeist sich vom Leibe löst. Als ich nun erfuhr — ich war damals etwa zehn Jahre alt und auf dem Lande in Pension —, daß ein armer Knecht im Sterben liege, bot ich alles auf, um Zeuge seines Todes sein zu dürfen. Der Sterbende war ein sehr armer Mann, der selbst in seiner Lebenssphäre Schiffbruch gelitten hatte und nun halb und halb aus Mitleid auf dem Hof mit Holzsägen, Gartenarbeiten und so weiter beschäftigt wurde. Ich steckte mich hinter den Bauer des Bauernhofes, in dem der Alte sein Zimmerchen hatte — das Stück spielte noch in der Zeit der

Frone — und bat diesen um die Erlaubnis. Der Bauer wollte anfangs nichts davon wissen, meinte aber schließlich, die Sache würde sich einrichten lassen, wenn ich der Frau des alten Jakob ein kleines Trinkgeld geben könne. Nun verfügte ich eben über eine Münze, die etwa vierzig Pfennige wert war, und damit bestach ich wirklich die Frau, ein stumpfsinniges altes Weib mit breiten Backenknochen und nach oben geschlitzten Augen. „Kommen Sie heute abend, Jungherrchen," sagte sie, indem sie das Geld in die Tasche steckte, „vor Mitternacht stirbt er jedenfalls." Es gelang mir denn auch, mich nach dem Abendessen fortzustehlen, und ich kam gerade zur rechten Zeit, denn ich hatte noch nicht eine halbe Stunde in dem engen, nur durch einen an der Wand befestigten Kienspan erleuchteten Stübchen verweilt, als der alte Mann starb. Das Röcheln, das Sterben des Alten hatten mir nichts geboten, es verlief alles, wie ich es mir gedacht hatte; aber dann empfing ich einen unvergeßlichen Eindruck. Nachdem nämlich die Frau dem Toten mit einer Kupfermünze die Augen zugedrückt und den Körper zurechtgerückt hatte, lag auf dem Antlitz des Alten ein solcher Ausdruck des Friedens, und dieser kontrastierte so seltsam mit den hageren, scharfen, vergrämten Zügen, daß ich von der tiefsten Rührung ergriffen wurde und in heftiges Weinen ausbrach. Der Eindruck, den ich empfing, war durchaus derselbe, den eine vollendet zur Darstellung gebrachte Tragödie wachruft: Mitleid, Furcht und doch auch wieder ein Gefühl wehmütiger Befriedigung zogen erschütternd durch meine Seele. Ich weinte und schluchzte auf dem ganzen Wege nach Hause und weinte mich schließlich, als ich unbemerkt wieder in mein Bett gelangt war, in den Schlaf. Noch lange nachher kehrten diese Gefühle in ihrer ganzen Stärke zurück, sobald ich an den alten Jakob erinnert wurde.

Wie mir nun damals das Antlitz des Toten in einem Augenblicke eine lange Geschichte menschlicher Leiden erzählt hatte, so erweckte auch jetzt wieder der Anblick des still daliegenden Mannes, den ich beleidigt hatte, mein Mitleid in solchem Grade, und die Reue überwältigte mich so sehr, daß ich jäh aufsprang und mit einem Satz an Häberles Bett war. „Verzeihen Sie mir!" stieß ich hervor.

Häberle wandte mir, ohne irgendeine Überraschung kundzugeben, den Kopf zu, umarmte mich, zog mich an sich wie eine Mutter ihr reuiges Kind und küßte mich. „Ich dachte es mir, daß Sie kommen würden," sagte er, „und ich freue mich, daß Sie kamen. Nicht meinetwegen, nein, Ihretwegen."

„Verzeihen Sie mir," wiederholte ich nochmals.

Häberle drückte mir zärtlich die Hand. „Sie zürnen mir, weil ich mich von meinen Freunden so necken lasse," sagte er, „und Sie haben große Lust, mich deshalb zu verachten. Vielleicht werden Sie anders empfinden, wenn Sie in der Lage sein werden zu verstehen, wie es kam, daß sich in mir jene Instinkte nicht ausbilden konnten, die Sie an mir vermissen. Ist es Ihnen recht, so will ich Ihnen ein wenig von meinem Leben erzählen. Aber kehren Sie vorher in Ihr Bett zurück."

Ich holte mir meine Decke, schlug sie mir um den Leib und nahm so auf dem Rande von Häberles Bett Platz. Er wollte durchaus, daß ich mein Bett aufsuchte, aber ich bestand auf meinem Willen. Ich wußte damals in der Tat nicht, was eine Erkältung ist.

„Was Sie für ein trotziger, selbständiger Mensch sind," sagte Häberle lächelnd. „Sie sind es geworden, weil Sie als einer Witwe Sohn aufwachsen, und weil Ihre Mutter Sie ganz gewähren läßt und, wie es scheint, immer ganz

gewähren ließ. Eine solche Erziehung hat ja ihre großen Gefahren — aber das andere Extrem ist, wie ich glaube, doch noch schädlicher. Auch mein Vater starb, als ich noch ein kleines Kind war — ich habe keinerlei Erinnerung an ihn. Er war ein Ausländer, ein Schwabe, und war als Hauslehrer ins Land gekommen. In dem Hause, in welchem er diese Stellung einnahm, lernte er meine Mutter kennen, die aus dem Erzgebirge stammte und Gouvernante war. Sie gewannen sich lieb, und um sich heiraten zu können, ließ mein Vater sich in Mitau als Privatlehrer nieder. Als er starb, blieb meine Mutter völlig mittellos zurück, aber Sie kennen ja die Wohltätigkeit unserer Landsleute. Die Edelleute, in deren Hause meine Eltern tätig gewesen waren, verpflichteten sich zu kleinen Beiträgen, ebenso die Direktoren der Privatschulen, an denen mein Vater unterrichtet hatte, auch einige meinen Eltern ganz fremde Personen kamen der Witwe zu Hilfe. So kam denn so viel zusammen, daß wir, wenn auch nur in den bescheidensten Verhältnissen, leben konnten. Wir bewohnten während meiner ganzen Schulzeit zwei Stübchen in einem Hause gegenüber der Kapellerschen Badeanstalt und wir lebten dort sehr glücklich. Meine Mutter, deren ganzes Erdenglück ich bildete, ließ mich buchstäblich nicht aus den Augen. Wenn ich ins Gymnasium ging, begleitete sie mich bis zum Behrschen Hause, und wenn ich aus demselben kam, fand ich sie schon dort vor. Aber sie ging nicht nur mit mir spazieren, sie arbeitete auch mit mir, und zwar so, daß sie mit mir Lateinisch, Griechisch, Mathematik lernte und in diesen Dingen selbst bis zur Prima, wenigstens einigermaßen, Schritt mit mir halten konnte. Ich war von Natur ein sanfter Knabe und hing natürlich mit der zärtlichsten Liebe an meiner Mutter. Außerdem war unser einförmiges Leben so wunderbar schön, daß nie in

mir die Lust wach wurde, mich dem steten mütterlichen Umgange zu entziehen. Schließlich war auch der Verkehr mit den Büchern so viel schöner als der mit meinen oft so wilden Mitschülern, denen ich durch den steten Umgang mit einer klugen und hochgebildeten Frau in der geistigen Entwicklung immer etwas voraus war."

Häberle seufzte.

„Meine Mutter," fuhr er fort, „hat mir ja so eine wunderbar schöne Jugend bereitet, aber in dieser Erziehung lag doch auch etwas ungemein Verweichlichendes. Ich wuchs auf wie eine Pflanze im Warmhause, die sich des Sonnenlichtes und ihres Wachstums freut und der ein sorgsamer Gärtner alle Gefahren fernhält. Ich entwickelte mich auch so schnell wie eine solche, ich war eben siebzehn Jahre alt geworden, als ich mein Abiturientenexamen machte.

„Die Frage, was nach Absolvierung desselben aus mir werden sollte, war natürlich schon lange von uns erwogen worden. Einer der Edelleute, die meine Mutter unterstützten, hatte sich erboten, mir das zum Studium nötige Geld vorzustrecken, meine Mutter war aber der Meinung, daß ich für die Universität noch zu jung sei, und wünschte daher, daß ich erst noch ein paar Jahre Privatunterricht erteilen sollte. Daraus ergäben sich, meinte sie, auch sonst noch gewichtige Vorteile, indem ich einmal durch die Repetition mir die Schulkenntnisse noch mehr zu eigen mache und indem ich ferner mir ein Sümmchen erwerben könne. Die Trennung von ihr kam nicht zur Sprache, wird aber wohl auch schwer ins Gewicht gefallen sein.

„Niemand war froher als ich, daß alles beim alten bleiben konnte. Ich hatte schon als Tertianer angefangen Unterricht zu erteilen, ich unterrichtete gern und ich kann wohl sagen: auch mit Erfolg. Infolgedessen fand ich auch

jetzt mit Leichtigkeit so viel Stunden, als ich nach dem Wunsche meiner Mutter erteilen sollte.

„Da traf mich, nachdem ich etwa dreiviertel Jahr in solcher Weise privatisiert hatte, das Ungeheure: meine Mutter starb. Das ungewöhnlich hohe Frühjahrswasser hatte nicht nur unseren Hof, sondern auch die ganze Straße bis hart an die Palaisstraße unter Wasser gesetzt, so daß wir nur zu Boot aus unserem Hause und zu ihm gelangen konnten. Eines Tages nun fiel meine Mutter durch einen nicht aufgeklärten Zufall aus dem Boot in das eiskalte Wasser, und dieser Unfall zog ihr eine Erkältung zu, deren Folgen sie nach wenigen Tagen erlag.

„Sie, der Sie von klein auf gewohnt sind, über Ihre Handlungen selbst zu entscheiden, können sich unmöglich denken, wie völlig fassungs- und ratlos ich zurückblieb. Ich glaube sagen zu dürfen, daß ich nicht feige bin, aber in den ersten Nächten, die ich allein in der Wohnung verbrachte, fürchtete ich mich wie ein Kind. Ich, der ich nie mehr bares Geld in Händen gehabt hatte als ein äußerst bescheidenes Taschengeld, ich sollte nun ganz selbständig disponieren, selbst an alles mögliche, an meine Toilette, meinen Tisch, meine Wohnung denken, selbst mit allerlei Leuten verhandeln! Sie können sich denken, wie das alles ausfiel.

„Im August ging ich nach Dorpat, um dort Theologie zu studieren, wie meine selige Mutter es gewünscht hatte. Da die Landsleute dort von der Schule her daran gewöhnt waren, mich meine eigenen, einsamen Wege gehen zu sehen, so machten sie keinen Versuch, mich näher an sich zu ziehen; ich blieb daher ‚Wilder‘, mietete mir jenseits des Embachs ein kleines Stübchen, das auf ein kleines aber sauberes Gärtchen hinausging, und lebte meinen Studien. . . . .

„Meinen Verkehr bildeten ausschließlich einige Kommilitonen, die mich im Kolleg kennen gelernt hatten. Ich kann nicht sagen, daß sie mir eigentlich sympathisch waren, aber ich war viel zu schüchtern, um meinerseits neue Bekanntschaften anzuknüpfen, und wollte andrerseits doch auch nicht ohne jeden Umgang leben.

„So vergingen sechs Semester. Da geschah es eines Tages, daß ich am Nachmittag nach Novum hinausgegangen war und mir dort eine Tasse Kaffee hatte geben lassen. In dem Zimmer saßen außer mir noch je eine Gruppe Livländer und Kurländer, lauter Füchse, wie ich nachher erfuhr. Die ersteren, die zuviel getrunken hatten, fingen an auf mich zu sticheln und versetzten mich dadurch in tödliche Verlegenheit, denn ich wußte durchaus nicht, wie ich mich meiner Gegner erwehren sollte. Da kam mir unerwartete Hilfe. Der eine der Livländer, ein hagerer, lang aufgeschossener Jüngling mit einem feingeschnittenen, aber einfältigen Gesicht, machte nämlich die Bemerkung: ‚Es ist doch höchst wunderbar, daß es unter uns Burschen Leute gibt, die vollständige Kaffeeschwestern sind.‘ Da rief plötzlich eine tiefe Baßstimme von den Kurländern her: ‚Viel merkwürdiger ist es aber, daß es unter uns dumme Jungen gibt, die, wenn sie Händel suchen, die Streitlustigen links liegen lassen und sich an die Friedfertigen halten.‘

„Der so sprach, war Christian Tuch. Er kam, als er mit den Livländern fertig war, an meinen Tisch, setzte sich neben mich und sagte: ‚Verzeih, daß ich mich in deine Angelegenheiten mische, aber man hat mir gesagt, daß du ein Kurländer wärest, und es schien mir, als ob du in solchen Händeln nicht Bescheid weißt.‘

„Ich dankte ihm herzlich und fragte ihn, ob ich vielleicht in dieser Angelegenheit noch etwas tun könne.

Schlagen könne ich mich freilich nicht, da mein Gewissen mir den Zweikampf verbiete.

„,Laß es gut sein', erwiderte er, ,an mir soll es nicht liegen, wenn das livsche Jungchen nicht Hiebe kriegt, die er allenfalls als von zweien erhalten quittieren kann, und mit den fünf anderen will ich auch schon fertig werden. Siehst du, für einen rechten Kurischen sind sechs Livsche doch eigentlich noch kein Fraß, an dem man sich satteſsen kann. Aber wie heißt du? Ich habe wohl dein Gesicht, nicht aber deinen Namen behalten.'

„Von jenem Tage an bekam ich Fühlung mit der Curonia. Ich lernte durch Christian erst Karl Tuch, dann die beiden Eberfelds, endlich die meisten ihrer Freunde kennen. Wenn ich nun unter diesen auf dem Markte stand, trat bald auch dieser oder jener meiner einstigen Schulkameraden an mich heran und erneuerte meine Bekanntschaft, und so geschah es, daß ich eines Tages auf die Korpskneipe kam. Hier eröffnete sich mir nun eine ganz neue Welt, die Welt sorglosen, derben Lebensgenusses. Sie zog mich mächtig an, diese Welt, und hielt mich bald mit tausend Armen umschlungen. Nicht, daß ich ausschweifend gewesen wäre — nein, Gott sei Dank, ich habe mir keine schwere Sünde vorzuwerfen — wohl aber lebte ich leichtsinnig dem Tage und schlug mir alle Gedanken an die Zukunft aus dem Sinn. Schließlich setzte aber das Versagen meiner Mittel diesem Treiben ein Ziel. Ich riß mich gewaltsam los und nahm eine Hauslehrerstelle im Hause eines Edelmannes in der Talsenschen Hauptmannschaft an. Ich hatte damals nur die Absicht, mir die nötigen Mittel zu erwerben, um meine Studien fortsetzen zu können, allein — allein" — Häberle atmete schwer — „allein, es traf mich damals ein großes Leid,

und ich hatte später keinerlei Veranlassung mehr, mir eine selbständige Stellung zu wünschen."

Häberle schwieg und blickte lange vor sich hin. Nur Frösche, Wachtelkönig und Wachtel riefen in das schweigende Zimmer hinein: Brekekekex, päkschpäksch, pickwerwick!

„Verstehen Sie jetzt," fuhr Häberle nach einer Weile fort, „warum ich den Tuchs wohl einen Scherz gestatte, der Ihnen unzulässig erscheint? Sie sind mir immer die treuesten Freunde gewesen, dieses Haus ist mir seit lange zur Heimat geworden. Soll ich da nicht auch einmal einen Scherz hinnehmen, der mir nicht gefällt? Und dann: schließlich trage doch nur ich selbst die Schuld daran, wenn man gern in neckendem Tone mit mir verkehrt. Wüßten Ihre Vettern, daß sie mir wehtun, sie hörten gewiß auf, mich zu necken, aber ich glaube, sie würden ungern damit aufhören, und deshalb würde es auch mir leid tun, wenn sie es täten."

Häberle hielt mir die Rechte hin, ich ergriff sie und drückte sie herzlich. Dann suchte ich mein Lager auf und dachte darüber nach, welches große Leid wohl Häberle in jenem Hause getroffen haben könne. Ohne Zweifel hatte er geliebt, unglücklich geliebt. Vielleicht eine Tochter des Hauses.

„Sie brach ihm das Herz! Sie brach ihm das Herz! — himmelschreiend, himmelschreiend — tot, längst tot, tot, längst tot" — so rief es draußen, bis von dorther ein Jubellied erklang, erst einstimmig, leise, vom Boden her, wie verschleiert, dann im Chor, lauter und lauter, höher und immer höher, freier und immer freier.

Die Lerchen waren erwacht und stiegen jauchzend zum Himmel empor.

Häberle und ich waren wieder ganz in unser altes Ver-

hältnis zurückgetreten, das heißt, wir verkehrten am Tage fast gar nicht miteinander, verbrachten aber den späten Abend und einen Teil der Nacht mit eifrigen Diskussionen über literarische Themata.

Ich bin nie neugierig gewesen, aber in diesem Falle trug ich doch ein heißes Verlangen zu erfahren, welch ein Erlebnis Häberle veranlaßt hatte, so definitiv mit dem Leben abzuschließen. Indessen darüber ließ sich Auskunft nur von ihm selbst erwarten, und ich konnte kaum annehmen, daß er den Schleier lüften würde, der diesen Teil seiner Vergangenheit verhüllte. Und doch sollte das geschehen.

Meine Behrsensche Leidenszeit — die übrigens diesmal weniger als sonst eine gewesen war — war abgelaufen, am nächsten Morgen sollten wir das Gut verlassen. Zugleich schien auch das Wetter umschlagen zu wollen, der Himmel war wenigstens zum erstenmal seit langer Zeit bedeckt, doch war es warm und windstill, und es fiel kein Regen. Überall hatte man mit der Heuernte begonnen, und der süße Duft des Heues erfüllte die Luft. Man fühlte sich wohl in dieser Atmosphäre, aber man empfand sie doch auch als etwas schwül und drückend. Man wird an solchen Tagen schnell müde.

Ich hatte am Nachmittage einen größeren Spaziergang gemacht und nahm meinen Rückweg über den Blauberg. So heißt nämlich eine unbedeutende Anhöhe in der Nähe von Behrsen, die wohl ein sogenannter Burgberg ist, das heißt einst eine kleine Lettenburg trug und ihren vielverheißenden Namen lediglich dem Umstande verdankt, daß sie sich aus einer durchaus flachen Umgebung erhebt. Auf diesem Berge nun, dessen Seiten ganz von Kiefern bedeckt sind, liegt ein Friedhof, auf dem das umwohnende Landvolk seine letzte Ruhestätte findet.

Da die Bauern damals noch sehr arm waren, so trugen auch ihre Kirchhöfe noch einen wenig gepflegten Charakter, und über der ganzen Stätte mit ihren niedrigen Grabhügeln, die nur kleine, schnell vergängliche Holzkreuze schmückten, lag eine tiefe Melancholie.

Davon wußten nun freilich die Goldhähnchen, die hier in großer Zahl hausten und mich hierher gelockt hatten, nichts, sie trieben vielmehr zwischen den roten Kiefernstämmen in der muntersten Weise ihr Wesen. Da ich meine Aufmerksamkeit ausschließlich ihnen zuwandte, hatte ich es gar nicht bemerkt, daß ich allmählich den fast verwachsenen Graben und den tiefeingesunkenen Wall, die den Friedhof von seiner Umgebung schieden, überschritten hatte und mich bereits zwischen den Gräbern befand. Ich schrak daher zusammen, als ein: „Nun, was beobachten Sie so eifrig?" mir anzeigte, daß ich nicht allein war. Als ich auf- oder vielmehr niederblickte, gewahrte ich Häberle. Er saß auf einer Bank — wenn man zwei noch mit ihrer Rinde bekleidete Birkenpfosten und ein darüber gelegtes schmales Brett so nennen kann — zwischen einem Grabhügel, der erst vor kurzem aufgeschüttet sein konnte, und einem offenen Grabe.

„Was haben Sie sich für ein melancholisches Ruheplätzchen aufgesucht?" bemerkte ich. Ich wußte nicht recht, ob ich bleiben oder gehen sollte.

„Ich sehe gern einmal in ein Grab, das noch des Toten harrt," erwiderte Häberle, indem er ein wenig beiseite rückte.

Ich nahm neben ihm Platz. Die Kiefern strömten einen starken, betäubenden Geruch aus, in weiter Ferne bellte ein Hund, unter uns hörte man das Quietschen und Kreischen, das ungeschmierte Wagenräder, die sich um hölzerne Achsen drehen, hervorbringen.

„Man verliert sich da," fuhr Häberle fort, „unwillkürlich in Gedanken darüber, wen sie hier wohl zur letzten Ruhestätte betten werden. Ist es ein Greis, der froh war das Endziel seiner Wanderung erreicht zu haben, oder ein junges, lebensfrisches Blut, dem ein hartes Geschick ein Leben nahm, das frohsinnig als höchstes Gut empfunden wurde? Oder ist es" — hier zögerte Häberle ein wenig — „ein in Sturm und Graus Verirrter und Verschlagener, der hier ein schützendes Obdach sucht und findet?"

Da ich schwieg, fuhr Häberle nach einer Weile fort: „Ich liebe diese Friedhöfe der Bauern und ich wünschte, einmal auf einem solchen, also etwa auf diesem hier, begraben zu sein. Auf den städtischen Kirchhöfen folgen Prunk und Eitelkeit den Toten nach bis aufs Grab und halten sie damit gleichsam noch im Irdischen fest, während hier schon wenige Jahre auch die letzte Erinnerung an sie beseitigen — ein Vorschmack der Ewigkeit."

Das Kreischen kam unterdessen immer näher, man hörte jetzt auch das Rumpeln und Stoßen des Wagens in den tiefen Geleisen und das „Eh! Na! Eh! Wirst du wohl! Eh! Ich werde dich! Warte du Heide!", womit das Pferd angetrieben wurde. Endlich wurde auch das Fuhrwerk zwischen den Kiefern sichtbar. Ein kleines, fahlschwarzes Pferdchen, hager wie ein Skelett, war vor einen Karren gespannt, wie man sie selbst damals nur noch selten zu sehen bekam. Ein viereckiges, längliches Holzgestell auf zwei hölzernen Achsen und vier unbeschlagene plumpe Räder — das war alles. Auf dem Karren aber lag ein Sarg aus einfachen Kiefernbrettern, und zwar nicht aus neuen, weißen, sondern aus solchen, die Regen und Wind grau gefärbt haben.

Zwei Männer, beide alt und gebückt, mit grauen Stoppeln um Wangen und Kinn, banden den mit einem Strick

auf dem Wagen befestigten Sarg los und trugen ihn keuchend den Rest des Berges hinan. Als sie uns gewahr wurden, setzten sie ihre schwere Bürde zu Boden, kamen barhäuptig auf uns zu und küßten den Saum unserer Röcke.

„Wen begrabt ihr da?" fragte Häberle.

„Meine Tochter, gnädiger Herr, meine Tochter," erwiderte der eine der Alten.

„Laßt euch durch uns nicht stören."

Die beiden brachten den Sarg ans Grab und legten die Stricke zurecht, um ihn hinunterzulassen. Häberle nahm die Mütze ab, trat an den Sarg und sprach mit bewegter Stimme ein Vaterunser. Dann halfen wir den beiden den Sarg in die Gruft senken und warfen zuerst drei Handvoll Erde auf ihn. Als Häberle das tat, fielen auch ein paar Tränen mit in das Grab. Ich sah ihn jetzt zum zweitenmal Tränen vergießen. Jedesmal liefen sie ungemein schnell über die Wange, als ob sie sich ihres Daseins schämten und sich schnell verbergen wollten.

Als der Sarg in die Gruft gesenkt war, traten wir ein wenig zurück. Die beiden Männer schaufelten das Grab zu und formten schließlich einen kleinen Hügel über demselben. Dann nahm der eine die Schaufel über die Schulter und ging, ohne uns weiter zu beachten, dem Wägelchen zu, während der andere den Spaten in die Erde stieß, sich auf den Stiel stützte und dem Gefährten nachsah. Er wollte uns offenbar eine Mitteilung machen, wartete aber vorher die Entfernung des Genossen ab. Dieser riß nun mit einer rohen Bewegung den Kopf des Pferdchens, das an einigen spärlichen Grashalmen naschte, in die Höhe, wandte das Fuhrwerk um und fuhr davon.

Es war während des Begräbnisses kein Wort gesprochen worden. Jetzt bemerkte der Bauer: „Ein armer Mann,

der Matthias. Er hatte nur dies eine Kind. Sie tat von jeher nicht gut — zog in die Stadt — als sie zurückkam, da hatte man die Bescherung. Es ist nur gut, daß sie gestorben ist. Fünf Fuß Erde können viel Schande zudecken. Ein armer Mann, der Matthias, ein sehr armer Mann!"

„Seid Ihr ein Verwandter von ihm?" fragte ich.

„Nein, gnädiger Jungherr. Ich bin der Totengräber. Ich half dem Matthias, weil er ganz fremd ist in der Gemeinde und weil er sehr arm ist. Außer mir hätte ihm gewiß niemand geholfen. Die Leute lieben ihn nicht. Wie sollen sie ihn auch lieben, er spricht das Jahr über keine drei Worte. Ich liebe ihn auch nicht, aber sehen Sie, gnädiger Jungherr, unsereiner muß den Leuten helfen, ob wir sie lieben oder nicht. Auch wer so arm ist wie der Wolf im Walde, dies Haus hier muß ihm offen stehen. Und dieser Berg hier ist wie eine Burg, wer hier liegt, dem kann kein Feind mehr etwas anhaben. So bin ich denn," schloß der Totengräber mit einem Lächeln, „zugleich des elendesten Bettlers Diener und ein stolzer Burgherr."

„War er hart gegen die Tochter?" fragte ich.

„O du barmherziger Gott, was hat er sie geschlagen!" war die Antwort. „Er hat sie von klein auf geprügelt, daß es einen Stein erbarmen konnte. Sie wissen, gnädiger Jungherr, Weiber und Kinder müssen geprügelt werden — ohne Belehrung geht es da nicht — aber der Matthias — na, an Prügeln hat es ihr nicht gefehlt. Deshalb hätte sie nicht so sterben müssen. Er hat sie mit Ruten geschlagen und mit Stöcken und mit dem Leibriemen und mit der Fahrleine. Nein, was die Prügel anbetrifft, in bezug auf sie hätte sie so geraten können, daß die gnädige Frau sie hätte auf den Hof nehmen und zu ihrer Jungfer machen können. Aber sie war immer wie eine auf dem

Heuboden geworfene Katze. Die hält sich auch stets für sich und läuft davon, wenn ihr jemand in die Nähe kommt, gleichviel ob im guten oder im bösen. Na, jetzt ist sie in meinem Gefängnis. Da heißt es stillhalten. Durch das Sandgitter ist noch keiner entwichen."

Ich gab dem philosophischen Totengräber, der mich, während er sprach, aus kleinen, grünen Augen unter überhängenden, weißen Brauen hervor mit einem seltsam verschmitzten Ausdruck ansah — er machte sich offenbar in seiner Weise über mich lustig — ein kleines Trinkgeld. Er küßte mich auf den Ärmel, verabschiedete sich in gleicher Weise von Häberle und ging dann mit geschulterter Schaufel davon, wie mir schien in sehr munterer Stimmung.

Ich wandte mich jetzt nach Häberle um, weil ich erwartete, daß auch wir aufbrechen würden. Er hatte wieder auf der Bank Platz genommen, sich aber so gesetzt, daß er mir fast ganz den Rücken zuwandte. „Wollen wir gehen?" fragte ich, indem ich auf ihn zutrat. Jetzt erst gewahrte ich, daß er weinte, und zwar so, daß ihm die Tränen wieder in jener seltsamen, hastigen Weise über die Wangen rollten, wie Quecksilberkügelchen. Ich habe nie, weder vorher noch nachher, wieder einen Menschen so weinen sehen.

„Soll ich gehen?" fragte ich halblaut.

Häberle ergriff meinen Arm und lud mich durch einen sanften Druck ein, neben ihm Platz zu nehmen. Er fuhr sich mit dem Taschentuch über die Augen, schneuzte sich, räusperte sich, hustete und atmete so hastig wie jemand, der unter einem asthmatischen Anfall leidet. Dann begann er: „Ich sagte Ihnen an jenem Abend, daß mich einmal ein großes Leid betroffen hat. Wenn es Ihnen recht ist, will ich Ihnen heute von jenem Leid erzählen."

„Wird es Sie nicht angreifen?"

Häberle schüttelte den Kopf. „Einerlei," erwiderte er, „die Erinnerung an jene Tage ist übermächtig. Ich erzählte Ihnen, daß ich die Universität verlassen mußte, weil es mir infolge des Leichtsinnes, mit dem ich das Treiben meiner Freunde mitmachte, an den nötigen Mitteln fehlte. Ich wurde nun Hauslehrer bei dem Schloßhöfschen Einhorn. Kennen Sie ihn vielleicht?"

„Nein."

„Er ist und war damals schon ein höchst liebenswürdiger Mann, und auch die Baronin war eine treffliche Frau. Beide trugen mit echt christlicher Ergebenheit ein schweres Leid und ließen sich durch dasselbe in jeder Beziehung vertiefen. Sie verloren nämlich allmählich alle ihre Kinder. Diese waren, ohne an einer Krankheit zu leiden, doch immer kränklich und starben in dem Alter zwischen zehn und fünfzehn Jahren, ohne daß man eine Ursache hätte angeben können. Der Arzt sagte mir einmal im Vertrauen, daß diese Erscheinung seiner Überzeugung nach die Folge fortgesetzter Inzucht sei — die Kinder stammten in der Tat von vier Generationen Vetter und Cousine her —, die Einhorns aber ahnten — Gott sei Dank dafür — nicht, warum ihre Lieblinge dahinsiechten, und erblickten darin eine unbegreifliche Fügung Gottes, der sie sich demütig zu unterwerfen hatten.

„Als ich nach Schloßhof kam, lebten nur noch zwei Kinder, Leo und Gella. Leo war zwölf, Gella zehn Jahre alt, beide nach Gemüt und Art entzückende Geschöpfe, beide aber auch von jener geheimnisvollen Kränklichkeit, der durch kein ärztliches Mittel beizukommen war.

„Ich lebte mich schnell ein in Schloßhof. Der Baron und seine Frau zogen mich an. Ich liebte die Kinder und die Kinder liebten mich. Mit den ersteren trieb ich am

Abend fleißig Bibelstudien und ich empfing aus den Gesprächen mit diesen fortgeschrittenen Christen eine Fülle von Anregung.

„Außer mir war noch eine Gouvernante im Hause, ein liebenswürdiges, schon älteres Mädchen, ein Fräulein Baumgarten, das seit einer Reihe von Jahren mit einem livländischen Theologen verlobt war. Auch sie hatte mancherlei erlebt und gedacht und paßte gut in unseren Kreis, es erfüllte uns daher mit sehr gemischten Gefühlen, als sie uns eines Tages mitteilte, daß ihr Bräutigam ein Pastorat erhalten habe und daß sie im Herbst heiraten würde. Wir gönnten ihr ja ihr Glück von Herzen, dachten aber mit Schrecken daran, daß eine Fremde an ihre Stelle treten mußte, eine Fremde, von der niemand vorher wissen konnte, ob sie in unseren Kreis passen würde oder nicht.

„Indessen, es mußte ein Ersatz geschafft werden, und die Baronin und Fräulein Baumgarten suchten eifrig nach einer neuen Gouvernante.

„Die letztere hatte sich unter anderen auch an den Direktor der Schule gewandt, in der sie selbst ausgebildet worden war, und von diesem lief nun ein Brief ein, in welchem er eine Schülerin, die soeben erst seine Schule verlassen und ihr Examen absolviert hatte, auf das wärmste empfahl. Fräulein Marianne Thorschmidt, schrieb er, sei zwar noch jung und habe noch nicht als Gouvernante gewirkt, sie sei aber weitaus die beste Schülerin gewesen, die er je gehabt habe, und er zweifle nicht daran, daß sie eine ganz vorzügliche Lehrerin werden würde.

„‚Fräulein Thorschmidt?‘ wiederholte der Baron, nachdem Fräulein Baumgarten uns den Brief vorgelesen hatte, ‚ist Ihnen der Name jemals vorgekommen?‘

„Wir verneinten. ‚Sie mag aus Riga oder aus Livland stammen,‘ meinte Fräulein Baumgarten.

„‚Ja, das ist möglich,‘ versetzte der Baron.

„Wir berieten nun, ob es ratsam sei, eine so junge, noch nicht erprobte Kraft zu engagieren. Die Einhorns und ich hatten Bedenken, Fräulein Baumgarten aber trat warm für das junge Mädchen ein. ‚Es gibt gewiß viele Häuser,‘ sagte sie, ‚in denen ich nie zum Engagement einer frisch von der Schule kommenden Gouvernante raten würde, aber im konkreten Fall scheint mir das nicht nur unbedenklich, sondern sogar entschieden rätlich. Bei dem intimen Verkehr, den Sie mit uns unterhalten, müssen Sie etwaige Fehlgriffe der Gouvernante sehr bald entdecken, und bei der Liebe, die dieselbe Ihnen ohne Zweifel in kurzer Zeit entgegenbringen wird, wird es Ihnen auch leicht fallen, sie zu redressieren. Andrerseits hat eine so junge Lehrerin eine Frische und einen Eifer, den man bei Mädchen, die schon seit einer Reihe von Jahren unterrichteten, naturgemäß nur selten findet.‘

„Gegen diese Ausführungen ließ sich in der Tat kaum etwas einwenden. Fräulein Baumgarten schrieb auf Wunsch des Barons noch einmal an den Direktor und fragte an, ob ihm vielleicht auch die Familienverhältnisse des jungen Mädchens bekannt wären. Die Antwort ging dahin, daß der Befragte hierüber leider nur sehr ungenügende Auskunft erteilen könne. Er wisse nur, daß Herr Thorschmidt Pächter eines kleinen Gutes im Oberlande und Witwer sei. Jedenfalls lebe die Familie in dürftigen Verhältnissen, denn Marianne habe in der Stadt im Hause einer sehr armen Familie gelebt, die für ein Spottgeld Pensionäre nahm und sie natürlich auch entsprechend verpflegte. ‚Die Baronin wird trotzdem mit ihren Manieren zufrieden sein,‘ fügte der Direktor hinzu.

„Der Baron fand diese Auskunft wenig befriedigend, jetzt nahmen aber auch die Baronin und ich die Partei

der Unbekannten. So fügte er sich denn und ließ es geschehen, daß seine Frau an Fräulein Thorschmidt schrieb. Die Antwort, die umgehend einlief, war mit einer schönen deutlichen, aber ganz männlichen Hand geschrieben. Auch der Inhalt des Schreibens und der Stil hatten etwas Männliches. Das junge Mädchen schrieb überaus klar, aber auch sehr kurz. Kein Wort wäre entbehrlich gewesen.

„Dieses Schreiben rief wieder eine Diskussion hervor. Dem Baron mißfiel es entschieden. ‚Ihr werdet sehen,‘ rief er, ‚wir bekommen da ein höchst anmaßendes Geschöpf ins Haus. Ein Mädchen, das mit achtzehn Jahren eine solche Handschrift und einen solchen Stil schreibt, muß eine sehr hohe Meinung von sich selbst haben und sich durchaus als ‚fertig‘ fühlen. Da können wir es denn nur zu leicht erleben, daß mit ihr ein fremdes und störendes Element in unser friedliches Haus kommt. Ich kenne überdies die Sphäre, aus der sie voraussichtlich stammt. Nirgends sind die Ansprüche höher, nirgends sind die Leistungen geringer als in ihr.‘

„Das Urteil des Barons erschien uns anderen voreilig und ungerecht. Wir nahmen die Angegriffene eifrig in Schutz und setzten es durch, daß mit ihr abgeschlossen wurde. Ganz wohl war uns dabei freilich nicht, aber es wäre uns, wie wir meinten, in jedem anderen Fall nicht anders gegangen.

„Mit dem Beginn der Ferien ging Fräulein Baumgarten fort, und ich begab mich hierher.

„Als ich am Schlusse der Ferien nach Schloßhof zurückkehrte, war Fräulein Thorschmidt noch nicht eingetroffen, man hatte aber bereits nach ihr geschickt und erwartete sie am folgenden Tage.“

Häberle hielt hier inne und seufzte schwer. Dann fuhr er fort: „Wir, das heißt die Baronin, die Kinder

und ich, saßen nach dem Essen auf der Freitreppe beim Kaffee, als der Wagen mit der neuen Gouvernante vorfuhr. Sie war ein sehr schönes Mädchen von ausgesprochen brünettem Typus. Ihr Großvater war, wie ich nachher erfuhr, aus Baden ins Land gekommen, als Küster."

Häberle schwieg wieder eine Weile. Es wurde ihm sichtlich schwer, von jener Zeit zu berichten, und doch drängte es ihn, mich mit diesen Erinnerungen bekannt zu machen. „Die Baronin," hieß es weiter, „reichte Fräulein Thorschmidt die Hand, hieß sie freundlich willkommen und sprach die Hoffnung aus, daß es ihr in Schloßhof gefallen würde. Sie drückte letzteres, ihrem frommen Sinn entsprechend, ungefähr so aus: ‚Möge Gottes Gnade es fügen, daß Sie sich in Schloßhof wohlfühlen können.' Fräulein Thorschmidt verneigte sich schweigend, es schien mir aber, als ob aus ihren großen, dunkeln Augen Verwunderung spräche.

„Die Baronin hieß nun Gella, ihre Gouvernante in deren Zimmer führen. Die Kleine stand etwas betreten da, Fräulein Thorschmidt war so ganz anders als Fräulein Baumgarten, sie reichte aber schließlich ihr Händchen hin, um die Führung zu übernehmen. Indessen, die Hand der Kleinen wurde nicht ergriffen: ‚Bitte, gehen Sie voraus,' hieß es, während Fräulein Thorschmidt auf die Tür zuschritt.

„Ich warf unwillkürlich einen Blick auf die Baronin. Sie war über und über rot geworden, sagte aber zunächst nichts, sondern griff nach ihrer Handarbeit. Erst nach einer Weile schickte sie Leo unter einem Vorwand fort und fragte dann: ‚Glauben Sie, daß Fräulein Thorschmidt Gellas Hand nicht sah oder daß sie sie nicht sehen wollte?'

„‚Letzteres scheint mir doch ganz ausgeschlossen zu sein,' erwiderte ich.

„‚Nicht wahr?‘ meinte die Dame. ‚Mein Mann hat mich aber mit seinen Befürchtungen so unsicher gemacht, daß ich alle Unbefangenheit verloren habe.‘

„In diesem Augenblick kam Gella wieder zu uns. ‚Nun, hast du das Fräulein hinaufgeführt?‘ fragte die Mutter.

„Die Kleine nickte nur, brach dann aber in Tränen aus, umschlang den Hals der Mutter und weinte bitterlich.

„Die Mutter streichelte ihr das Blondhaar und fragte: ‚Ist Fräulein Thorschmidt unfreundlich gegen dich gewesen?‘

„Die Kleine schüttelte energisch den Kopf. Wir brachten nicht mehr aus ihr heraus als den Stoßseufzer: ‚Sie ist so ganz anders, als Fräulein Baumgarten war.‘

„Als Fräulein Thorschmidt zum Abendessen herunterkam, war auch der Baron zurückgekehrt. Er begrüßte sie mit dem schönen Willkomm: ‚Der Herr segne Ihren Eingang und Ihren Ausgang‘, und wieder und jetzt ganz unverkennbar zeigte ihr Gesicht einen verwunderten Ausdruck.

„Nach dem Essen berieten wir gemeinsam den Lehrplan für das Semester. Da die Baronin den Religionsunterricht selbst erteilte, bildeten wir ein Lehrerkollegium von drei Personen. Wir wurden bald einig, und ich erfreute mich an der durchaus verständigen Weise, in der sich das junge Mädchen bei dieser Gelegenheit äußerte. Sobald wir aber mit unseren Beratungen fertig waren, zog sie sich auf ihr Zimmer zurück.

„In Schloßhof begann und schloß der Tag mit einer gemeinsamen Andacht, an der sich auch das ganze Hausgesinde beteiligte. Es wurde erst ein Vers gesungen, dann sprach der Hausvater ein kurzes Gebet. Ein zweiter Vers und das Vaterunser schlossen die kurze Feier.

„Es fiel mir während der Morgenandacht auf, daß

Fräulein Thorschmidt nicht mitsang. Infolge dieser Wahr-
iehmung blickte ich unwillkürlich auch während des Ge-
etes zu ihr hinüber. Sie hatte auch jetzt den Kopf
iicht gesenkt, sondern blickte ernst und nachdenklich auf
en Baron. Was sollte das? War sie eine Ungläubige?

„Hierüber mußte ich unwillkürlich nachdenken, ich war
aher, so sehr ich mir auch Mühe gab, meine Empfin-
ungen zu beherrschen, beim Beginn des Unterrichtes so
erstreut, daß Leo mich mehrmals verwundert anblickte.

„Der Unterricht sollte übrigens heute nicht lange währen,
enn der Baron ließ mich durch den Diener bitten, mög-
ichst sofort in sein Arbeitszimmer zu kommen.

„Als ich sein Kabinett betrat, stand die Baronin mit
em Rücken an die Schmalseite des Schreibtisches gelehnt,
vährend der Baron mit großen Schritten im Zimmer
uf und nieder ging. Beide waren sichtlich in hohem
Grade erregt.

„‚Das ist eine schöne Geschichte, Herr Häberle,‘ rief der
Baron. ‚Die neue Gouvernante ist soeben bei meiner Frau
gewesen und hat ihr erklärt, daß sie künftig an unseren
Andachten nicht teilnehmen würde.“

„Er blieb stehen, drehte seinen langen Schnurrbart
ind blickte mich fragend an.

„‚Aber warum denn nicht?‘ fragte ich erschreckt.

„‚Das ist das Beste. Sie hat gesagt, sie sei keine Christin
ind wolle daher auch nicht als eine solche erscheinen.

„‚Ist es möglich!‘ rief ich. Ich traute in der Tat meinen
Ohren nicht. Dergleichen kommt ja auch — Gott sei
Dank dafür — bei uns sonst nicht vor.

„‚Was nun tun?‘ fragte der Baron weiter. ‚Käme
s nur auf mich an, so würde ich diese — diese — diese
unge Heidin noch heute am Tage fortschicken, meine Frau
iber will das nicht zulassen. Sie behauptet, daß wir in

dem Eindringen dieses Elementes eine Fügung Gottes zu sehen hätten und uns daher nach Kräften bemühen müßten, unsererseits aus dem Mädchen eine Christin zu machen.'

„,Ja, das behaupte ich,' nahm nun die Baronin das Wort. ‚Ist das Evangelium in uns zu einer lebendigen Kraft geworden, so kann es unmöglich ohne Einfluß auf ein so junges Gemüt bleiben. Dürfen wir, die wir in dem Gekreuzigten den einzigen Weg zur Seligkeit sehen, ein Lamm, das auf verirrter Bahn den Weg in unseren Hof fand, ohne weiteres forttreiben, oder müssen wir es dem guten Hirten zuführen, der uns selber weidet?'

„,Liebste Frau,' rief der Baron mit kaum unterdrücktem Unwillen, ‚du hättest Recht, wenn es sich um ein Kind handelte, allein jenes Mädchen soll bei uns nicht erzogen werden, sondern erziehen. Sie ist nicht ein Lamm, sondern ein Marder, der sich in unseren Hühnerstall geschlichen hat. Sollen wir den sein Wesen treiben lassen und uns unterdessen mit der Hoffnung trösten, daß wir ihn vielleicht einmal zahm machen werden?'

„,Du tust ihr doch unrecht, Ulrich,' versetzte die Baronin freundlich. ‚Sie hat sich nicht heimlich in unser Haus geschlichen, sondern hat gleich am ersten Tage ehrlich und offen Farbe bekannt. Da ich ihr schrieb, daß ich den Religionsunterricht selbst erteile, konnte sie um so mehr glauben, daß ihre religiöse Verirrung uns nicht allzusehr stören würde. Auch hat sie, wie sie mir selbst sagte, nicht geahnt, daß die Religion in unserem Empfinden und Leben eine so bedeutsame Rolle spielt.'

„Der Baron brauste auf. ‚Du bist mir ganz unbegreiflich,' rief er. ‚Lehrt man denn die Religion nur in der Religionsstunde, oder muß jeder Unterricht, den Christen erteilen, sich zu einem Religionsunterricht gestalten? Kann ein Heide Geschichte vortragen, ohne daß zugleich mit der

kenntnis der historischen Tatsachen auch die heidnische
Gesinnung des Lehrers ihren Einzug in die jungen Ge=
müter hält? Kann es denn ohne Einfluß auf die Kinder
leiben, wenn ihre Lehrerin dem Gebet fern bleibt, zu
em sich ihr ganzes Vaterhaus versammelt?'

„Du hast ganz Recht,' erwiderte die Baronin sanft,
und das öffentliche Ärgernis, das entstehen würde, wenn
fräulein Thorschmidt unseren Andachten fernbliebe, muß
llerdings unter allen Umständen vermieden werden, allein
ch hoffe, daß sie hierin wird mit sich reden lassen. Im
brigen aber sollten wir, meine ich, unserem Gott Zeit
assen, seine Wunder zu tun, und abwarten, ob der Geist
nseres Hauses nicht ohne jede Propaganda unsererseits
ine Wirkung tun wird. Wer von uns weiß, welche
raurigen Lebenserfahrungen dieses junge Herz gegen die
Heilswahrheit verschlossen haben, und ob nicht schon die
Ruhe, die Fräulein Thorschmidt hier genießen kann, auf
e wirken wird wie ein milder, warmer Sommerregen
uf verhärtetes Erdreich?'

„Der Baron war nicht überzeugt, er gab aber schließlich
em Drängen seiner Frau nach, unter der Bedingung
ndessen, daß die Gouvernante auch künftig den Andachten
eiwohne.

„Diese Bedingung wurde erfüllt, und Fräulein Thor=
chmidt stand nun während unserer Andachten regelmäßig
nter uns, den Kopf etwas vorgebeugt, die Augen mit
inem merkwürdig sprechenden, sinnenden Ausdruck auf
en Hausherrn gerichtet.

„Ich kann leider nicht sagen, daß ihre Gegenwart dazu
eitrug, meine Andacht zu vertiefen, ich mußte vielmehr
mmer an sie denken, wie an ein interessantes Rätsel.
Es war ja auch in der Tat so vieles rätselhaft an ihr.
Dadurch, daß sie an der Abendandacht teilnahm, war sie

gezwungen, in der Zeit zwischen dem Abendessen und dem Gebet in unserem Kreise zu verweilen. An religiösen oder an solchen Gesprächen, die sich auf das sittliche Verhalten des Menschen bezogen, beteiligte sie sich mit keinem Wort. Sie saß dann, über ihre Arbeit gebeugt, still da, ein merkwürdiges, höchst fesselndes Bild. Über der nicht hohen, aber ungemein breiten Stirn lag eine unglaubliche Fülle schwarzblauen Haares, das in dichten breiten Flechten um den Hinterkopf gewunden war. Die feingeschnittene, gerade Nase und ein reizender kleiner Mund gaben dem Gesicht etwas Zartes, wozu aber das breite, harte, wie aus Granit gemeißelte Kinn gar nicht recht paßte. Wenn sie nun längere Zeit schweigend dasaß, erhielt ihr Antlitz einen so leidenden Ausdruck, daß es mir bald zweifellos war, daß ein schwerer Kummer sie bedrückte. War dagegen von weniger ernsten Dingen die Rede, so nahm wohl auch Fräulein Thorschmidt an dem Gespräch teil. Sie zeigte dann eine auffallend nüchterne, kluge Denkungsweise. ‚Es ist, als ob Fräulein Thorschmidt nur Verstand habe,' klagte die Baronin. ‚Sie weist alles ab, was sich nicht entwickeln läßt wie ein mathematischer Lehrsatz.'

„Die Kinder klagten auch. Sie hatten eine Art scheuer Ehrfurcht vor Fräulein Thorschmidt, aber sie liebten sie nicht. Fräulein Baumgarten war doch ganz, ganz anders, behaupteten sie.

„Um mich kümmerte sich Fräulein Marianne nicht mehr, als es die Rücksicht auf unsere gemeinsame Aufgabe durchaus mit sich brachte. Auch führte sie unsere Verhandlungen in einem mir bisher ganz fremden, ich möchte sagen, rein geschäftlichen Stil. Es war alles so klar und formal, als ob zwei Advokaten sich verständigten, die gemeinsam einen Prozeß führen sollten.

„Diese Nüchternheit zeigte sich auch in ihrem literarischen

Urteil. Es erschienen damals eben die Stifterschen Erzählungen, und wir fanden die größte Freude an ihnen, Fräulein Marianne aber erwiderte auf die Frage, ob sie auch ihr gefielen, kurzab: ‚Gar nicht.‘

„Und doch hatte sie Verständnis für die Kunst, ganz ungewöhnliches Verständnis, wie ich bald sehen sollte. Pastor von Schloßhof war damals ein Rosenstock, ein alter Herr aus der alten Schule, der sein Amt auffaßte, wie etwa ein Domherr des Mittelalters das seinige. Er fand sich mit seiner Gemeinde so kurz wie irgend möglich ab und lebte im übrigen ganz seiner Kupferstichsammlung, zu der er den Grund einst als Kandidat auf einer Romreise gelegt hatte und deren Vervollständigung und Vermehrung seit vielen Jahren die ganze, verhältnismäßig große Einnahme des Junggesellen in Anspruch nahm. Sobald nun Fräulein Marianne von dieser Sammlung gehört hatte, äußerte sie das lebhafteste Verlangen, dieselbe kennen zu lernen. Die Baronin, die mit ihr ins Pastorat fuhr, erzählte uns dann, daß unsere schweigsame Hausgenossin dort sofort äußerst lebhaft geworden sei und den alten Pastor durch ihre Fragen und durch das feine Verständnis, das in denselben zutage getreten, in das größte Entzücken versetzt habe. Seitdem fuhr Fräulein Marianne, so oft die Umstände es erlaubten, in das etwa eine halbe Meile entfernte Pastorat.

„An einem Sonntag wollte ich den Pastor von Berghof besuchen, während es Fräulein Marianne wieder zu ihren Kupferstichen zog. Da nun aber zufällig mehrere Pferde krank und die übrigen anderweitig beschäftigt waren, so daß nur zwei disponibel blieben, schlug Herr von Einhorn vor, ich solle Fräulein Marianne am Morgen im Pastorat absetzen und sie am Abend wieder von dort abholen. Ich fürchtete, daß sie es unter diesen Umständen

vorziehen würde, zu Hause zu bleiben, sie willigte aber ohne weiteres ein.

„Damals merkte ich, daß ich Marianne liebte, von ganzer Seele liebte. Die Aussicht, morgen mit ihr allein über Land zu fahren, bewirkte, daß ich am Abend nicht einschlafen konnte und lange, lange wach blieb.

„Der Morgen war herrlich. Ein kühler Wind strich über die Stoppeln, an denen die Fäden der Spinnen in allen Regenbogenfarben glänzend hingen, der Himmel war wolkenlos, die Sonne schien warm, ohne doch durch ihre Strahlen irgend zu belästigen. Vom Park her, dessen Baumgruppen in Gelb jeder Art prangten, erfüllte der Geruch des gefallenen Laubes die frische Luft, man atmete unwillkürlich in tiefen Zügen. Auch die Pferde empfanden den Reiz dieses Morgens, sie wieherten und scharrten ungeduldig. Nun kam Marianne, wir stiegen ein, und der Wagen rollte schnell dahin auf der spiegelglatten Landstraße.

„‚O wie schön!‘ rief Marianne. Sie sah heute so frisch und sorgenlos aus, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Ihre Wangen waren leicht gerötet, um den halb geöffneten Mund spielte ein freudiges Lächeln.

„Sie sind von anderer Art als ich und Sie werden lächeln, wenn ich Ihnen sage, daß ich zu blöde war, um auch nur ein Wort zu sprechen. So schwieg ich denn, blickte Marianne nur an und nahm das schöne Bild auf mit Sinnen, Herz und Hirn.

„‚Welch eine Wohltat,‘ sprach Marianne, mehr zu sich als zu mir, ‚endlich einmal dieser dumpfen, weihrauch-erfüllten Luft entronnen zu sein und nun für eine Weile in einer Welt leben zu dürfen, in der nicht von Sünde, Strafe, Leiden und Sterben die Rede ist.‘

„Ich erschrak. ‚Fräulein Thorschmidt,‘ sagte ich, ‚ist

Ihnen wirklich die Ideenwelt, in der wir anderen Trost und Stärkung finden im Leben wie im Sterben, eine so durchaus fremde?‘

„Sie sah mich an mit jenem ruhigen, sinnenden Ausdruck, mit dem sie sonst während des Gottesdienstes den Baron zu betrachten pflegte. ‚Ja,‘ erwiderte sie dann, ‚sie ist mir durchaus fremd. Mehr als das — sie ist mir verhaßt. Ist denn dieses Leben nicht schon ohnehin traurig genug, müssen wir es uns auch noch durch die Anschauung verbittern, daß alle Regungen unseres Herzens, alle Triebe unserer Natur sündhaft sind? Dieses Dasein ist doch wahrhaftig schon an sich kaum erträglich, ist da die Vorstellung nicht unleidlich, daß, wenn endlich das Leid ein Ende hat, ein anderes beginnt, und jetzt gar ein endloses? Sie werden mir sagen, daß jenes endlose Dasein ein Leben der Seligen sein wird, aber Ihre Lehre verkündet ja, daß keineswegs alle in dieses selige Leben eingehen werden. Doch genug davon. Sie sind natürlich so unduldsam wie alle Christen und fühlen sich daher durch meine Worte beleidigt. Ich habe das nicht beabsichtigt. Nein, bitte, antworten Sie mir nicht. Verderben Sie mir und sich nicht die paar frohen Stunden, die wir jetzt genießen dürfen. Es herrscht ja ringsum Sonntagsstille, Sonntagsfrieden, wollen auch wir sie nicht durch einen Streit entweihen.‘

„Es drängte mich, Marianne zu sagen, daß diese Sonntagsstille, dieser Sonntagsfrieden doch ganz und gar nur aus dem Christentum hervorgegangen waren, aber ich unterdrückte die Worte, die mir auf die Lippen kamen, und schwieg. Es war das vielleicht unrecht, ich fand aber im Augenblick nicht die Kraft, ihrem Gebot zu widersprechen.

„‚Sie ahnen gar nicht, wie schönen Stunden ich ent-

gegengebe,' nahm Marianne wieder das Wort. ,Der liebe alte Herr begibt sich, sobald er mich begrüßt hat, wieder in sein Arbeitszimmer, um an seiner Predigt weiter zu schmieden, und geht dann in die Kirche, ich aber schlüpfe in das Zimmer mit den großen Mappen und kann mich nun drei Stunden lang in aller Stille an der durch kein Nachdenken gestörten Lebenslust meiner Holländer erfreuen.'

„So sprach sie, sie, die eben noch das Leben als eine unerträgliche Last bezeichnet hatte. Was verträgt sich nicht alles in einem Menschenherzen nebeneinander!

„,Man wird nicht müde,' fuhr Marianne fort, ,diese holländischen Bauern zu betrachten. Jeder Morgen bringt ihnen ihre bestimmte, einfache Arbeit, der ihre kräftigen Glieder gewachsen sind. Ist diese dann vollendet, so sitzen sie vergnügt vor ihren Häusern, in ihren Schenken, rauchen aus ihren Tonpfeifen und sehen behaglich dem Tanz der Jungen zu oder tanzen, wenn sie selbst jung sind, vor den Alten. Kein grübelnder Gedanke verdirbt ihnen den Augenblick, kein Zweifel an dem eigenen Können. Wir anderen aber, wir Gebildeten, wir führen ein Leben wie Kranke, die die Welt nur in Spiegeln sehen. Ich habe oft bedauert, nicht ein Bauernmädchen zu sein. Ich glaube, ich wäre dann gesund und glücklich.'

„,Wie Sie reden!' rief ich.

„,Ja, wie ich rede,' wiederholte Marianne, ,das klingt Ihnen wohl wunderbar genug. Verzeihen Sie, daß ich von solchen Dingen mit Ihnen spreche, ich weiß selbst nicht, wie es geschah. Es ist sonst wahrhaftig nicht meine Art, andere Leute mit meinen Gedanken und Empfindungen zu behelligen.'

„Ich stotterte betreten, daß ihr Vertrauen mich ehre, sie schüttelte aber den Kopf und meinte, ich solle nur

solche Redensarten lassen, sie stünden mir doch schlecht zu Gesicht. Dann fragte sie mich, ob es mir in Dorpat gefallen habe, und ließ sich von dem dortigen Studentenleben erzählen.

„Nur zu schnell war das Pastorat erreicht. Marianne reichte mir die Hand und verließ den Wagen. ‚Also heute abend auf Wiedersehen,‘ sagte sie.

„Ich war an jenem Sonntag ein sehr zerstreuter Gast, denn immer wieder kehrten meine Gedanken zu dem Mädchen zurück, das, von Zweifeln zerrissen, ohne des Glaubens Halt, einsam einen dornichten Pfad wandelte. Ich war in jeder Beziehung froh, als ich endlich aufbrechen konnte, und ich zählte unterwegs die Minuten, bis der Kutscher endlich in den Hof des Pastorates einbog.

„Marianne hatte mich schon erwartet, sie verabschiedete sich nur noch kurz von dem Pastor und dem alten Fräulein, das ihm die Wirtschaft führte, und stieg dann in den Wagen. Nach wenigen Augenblicken waren wir auf der einsamen Landstraße.

„Es war ein windstiller, aber kalter Abend, und die Sterne standen blitzend, schimmernd, leuchtend mit seltener Klarheit am Himmel. Man hörte nichts als das Aufschlagen der Roßhufe auf der harten Landstraße und das Rollen der Räder. ‚Fräulein Thorschmidt,‘ sagte ich, ‚verzeihen Sie, daß ich noch einmal auf unser Gespräch von heute morgen zurückkomme, aber ich habe den ganzen Tag lang über Ihre Worte nachdenken müssen. Können denn nicht auch wir Gebildeten unserer Aufgabe gerecht werden und uns dann am Abend zufrieden unseres verrichteten Tagewerks freuen?‘

„Ich blickte zu Marianne hinüber, aber es war so dunkel, daß ich ihre Gesichtszüge nicht unterscheiden konnte.

„‚Unterrichten Sie gern?‘ fragte sie ihrerseits.

„‚Ja, sehr gern,‘ erwiderte ich.

„‚Dann haben Sie Glück,‘ war die Antwort. ‚Wie aber, wenn Sie nicht gern, wenn Sie nur höchst widerwillig unterrichteten, wenn es Ihnen eine Qual wäre, mit Kindern zu verkehren?‘

„‚Gilt das von Ihnen?‘

„‚Ja.‘

„Ich erschrak. ‚Das ist für Sie freilich ein großes Unglück. Aber können Sie nicht hoffen, daß es Ihnen mit Gottes Hilfe gelingen wird, sich für einen Beruf zu erwärmen, der so schön, so reich, so lohnend ist wie der eines Lehrers?‘

„Marianne schwieg eine Weile. ‚Nein,‘ sagte sie dann, ‚ich kann das nicht hoffen. Und das meinte ich eben heute morgen. Die Arbeit des Landmannes kann niemand anwidern, der nicht gerade arbeitsscheu ist. Sie setzt keinerlei bestimmte Anlagen, keinerlei Neigungen voraus, jeder, der fleißig und gewissenhaft ist, kann sie verrichten und ihren Lohn empfangen. Wie anders stehen wir da! Ein gebildetes Mädchen muß Gouvernante werden, kann gar nichts anderes werden, und doch setzt dieser Beruf gewisse Eigenschaften, gewisse Neigungen voraus, die durchaus nicht Gemeingut jedes weiblichen Geschöpfes sind. Ich persönlich werde nie Freude daran finden, Kindern die Elementarkenntnisse beizubringen oder zu älteren Mädchen über Tatsachen zu reden, deren wirklichen, ursächlichen Zusammenhang und deren Bedeutung ich ebensowenig verstehe wie Sie selbst oder irgend ein anderer Mensch.‘

„‚Sie übertreiben doch ein wenig,‘ wandte ich ein. ‚Die Lehrerin ist ja doch nicht darauf angewiesen, überall aus dem eigenen zu schöpfen, es stehen ihr doch zahlreiche Hilfsmittel zu Gebote. Macht sie von diesen in aus-

reichendem Maße Gebrauch, so kann sie sehr wohl hoffen, daß es ihr mit Gottes Hilfe gelingen wird, einen Einblick in seine Ordnungen zu gewinnen.'

„‚Herr Häberle,' erwiderte Marianne, ‚lassen Sie, wenn wir uns verständigen sollen, ein für allemal Ihren ‚Gott' und seine Hilfe aus dem Spiel. Ich bin ihm auf meinem Lebenspfade nie begegnet, und wenn ich auf seine Hilfe gewartet hätte, statt mir selbst zu helfen, so wäre ich längst verdorben.'

„Ich war diesmal auf ein solches Verbot besser gefaßt als am Morgen. ‚Nein, Fräulein Thorschmidt,' erwiderte ich, ‚das werde ich nicht tun. Wie sollte ich meinen Gott verleugnen? Auch ist er Ihnen gewiß allezeit nahe gewesen, wenn Sie ihn auch leider nicht erkannt haben.'

„Ich wartete vergeblich auf eine Antwort. Marianne schwieg.

„‚Fräulein Marianne,' sagte ich nach einer Weile, ‚Sie sprachen heute morgen von der Intoleranz der Christen. Ist es nun tolerant, wenn Sie von mir verlangen, ich solle im Gespräch mit Ihnen den verleugnen, der für mich unschuldig in den Tod gegangen ist?'

„‚Ich will das nicht verlangen,' erwiderte sie, ‚aber ich finde, daß wir von zu verschiedenen Standpunkten ausgehen, um uns verständigen zu können.'

„‚Fräulein Marianne,' rief ich, ‚ist denn eine Religion, die so verschiedene Menschen wie den Baron, die Baronin und mich ganz und gar erfüllt und uns wahrhaftig doch nicht schlechter macht — ist eine solche Religion es nicht wenigstens wert, daß man ihr nähertritt und sie ernsthaft prüft?'

„‚Und Sie glauben, daß diese Leute es ernstlich meinen?'

„‚Gewiß,' rief ich. ‚Wie kommen Sie nur auf den Gedanken, daß es anders sein könnte? Was sollte wohl

diese mit allen Gütern der Welt so reich ausgestatteten Menschen veranlassen, hier, in der Stille ihres Landgutes, zu heucheln?‘

„‚Nun, vielleicht die Erwägung, daß diese Knechtsreligion vorzüglich geeignet ist, Knechte im Gehorsam zu erhalten.‘

„Ich war empört. ‚Fräulein Marianne,‘ rief ich, ‚dieser abscheuliche Gedanke kam nicht aus Ihrem edlen und guten Herzen. Wer hat ihn Ihnen eingegeben?‘

„Marianne schwieg wieder eine Weile. Dann sagte sie: ‚Herr Häberle, wir dürfen solche Gespräche wirklich nicht führen. Sie sehen selbst, daß ich Sie beleidige oder wenigstens verletze, sobald ich den Mund auftue.‘

„‚Nein,‘ rief ich, ‚ganz im Gegenteil. Wir müssen recht oft miteinander sprechen, damit wir uns verstehen lernen. Wir beide haben eine Prüfung nicht zu scheuen, es kommt nur darauf an, daß wir uns wirklich näher treten.‘

„Der Wagen hielt vor der Freitreppe. Als wir uns im Vorzimmer verabschiedeten, sagte Marianne: ‚Wir wollen es versuchen, Herr Häberle,‘ und reichte mir die Hand. Sie hatte eine große, auffallend weiße Hand, mit langen, schmalen Fingern. Was hätte ich darum gegeben, wenn ich diese Hand hätte festhalten können fürs Leben!“

Häberle schwieg, von seinen Empfindungen überwältigt. Ich blickte unwillkürlich auf seine ineinander gefalteten Hände. Es waren kleine, runde, weiche Hände mit kurzen, dicken Fingern, Hände wie die einer starken, älteren Frau. Ich begriff, daß diese Händchen jene Hand, die Häberle soeben beschrieben hatte, nicht festhalten konnten.

„Seit jenem Abend,“ nahm Häberle seine Erzählung wieder auf, „verkehrten wir viel miteinander und das

um so mehr, da die Zeit der großen Jagden eine Menge uns fremder Edelleute ins Haus brachte, so daß — wie alljährlich für diese Periode — unser idyllisches Stilleben ohnehin gestört war. Nie wieder ist mir ein so seltsames Wesen entgegengetreten wie dieses Mädchen. Für alles, was mit dem Verstande nicht erfaßt werden kann, fehlte ihr schlechterdings jedes Verständnis. Der Mensch könne nie über den Menschen hinaus, behauptete sie. Nicht Gott habe den Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen, sondern die Menschen bildeten sich immer wieder Gott nach ihrem Bilde. Was über dem Menschen, außer dem Menschen sei, was vor seiner Geburt, was nach seinem Tode geschehe, wüßten wir nicht, würden wir nie wissen. Auch hatte sie vor dem historisch Gewordenen keinerlei Ehrfurcht, ja sie ging so weit, zu behaupten, daß die Geschichte durchaus nur ein Hindernis des Fortschrittes sei, ein Arsenal, aus dem sich zu allen Zeiten die Bedrücker ihre besten Waffen geholt hätten wider die Unterdrückten. Es erschien ihr durchaus möglich und in hohem Grade wünschenswert, diese ganze, große, bunte Gotteswelt bürgerlicher Ordnungen Stück für Stück abzubrechen und nach einem einheitlichen Plan wieder aufzubauen. Die einzige Periode der Vergangenheit, bei der zu verweilen es sich verlohne, sei die der großen französischen Revolution.

„Sie können sich denken, mit welchem Staunen und welchem Schrecken ich gewahr wurde, wie hier ein in den einfachsten Verhältnissen aufgewachsenes kurisches Mädchen die verruchten Ideen eines Danton und Robespierre in sich aufgenommen und sich ganz zu eigen gemacht hatte. Und doch war dieses selbe Mädchen so durchaus offen, wahr, gut und pflichttreu, daß ich sie von ganzer Seele liebte.

„Ich hätte so gern näheres von Mariannens Jugend

und ihren Familienverhältnissen gewußt, aber sie sprach nie von ihnen, und ich fühlte wohl, daß es sich da um sehr traurige Dinge handelte. Ich schwieg daher.

„Marianne setzte unterdessen ihren Verkehr im Pastorat eifrig fort, und auch der Pastor mußte an seiner Schülerin viel Freude haben, wenigstens schickte er ihr jetzt auch an den Wochentagen nicht selten seinen Wagen, um sie für den Nachmittag ins Pastorat zu bringen.

„Eines Abends hatte Marianne mir abermals auseinandergesetzt, wieviel naturgemäßer doch das Leben der Bauern sei als das unserige. Am Nachmittag des folgenden Tages hielt wieder der Schlitten des Pastors vor der Treppe, und ich war hinausgegangen, um Marianne fortfahren zu sehen. Wir hatten zum erstenmal Bahn, und der Schnee lag blendend weiß und kalt über dem Hof und der Landschaft. Während ich auf Marianne wartete, fiel es mir auf, wie gut der Kutscher des Pastors aussah. Als sie kam, fragte ich in französischer Sprache: ‚Könnten Sie sich denken, die Frau jenes Mannes zu werden?‘ Ich lachte dabei und erwartete eine scherzhafte Antwort, Marianne aber blickte mich ernsthaft an und erwiderte: ‚Wenn er mich liebte, gewiß.‘“

„Um Gottes willen, Herr Häberle,“ rief ich, „sie hat doch nicht den Kutscher geheiratet?“

Häberle stand auf und ging mit auf den Rücken gelegten Händen auf dem schmalen Raum zwischen den Gräbern ein paarmal auf und nieder. Dann nahm er wieder neben mir Platz und fuhr, ohne meine Frage zu beantworten, in seiner Erzählung fort.

„Ich konnte diesen Ausspruch gar nicht vergessen, und so oft ich mir auch versicherte, daß es sich ja nur um den paradoxen Ausspruch eines dialektisch in die Enge getriebenen Debattierers handeln könne, so blieb doch eine

Unruhe in mir, die mich nicht wieder verließ. Sie können sich unmöglich vorstellen, wie schrecklich jene Tage waren. So sehr die Erkenntnis davon mich auch demütigte und vor mir selbst erniedrigte, so war ich doch eifersüchtig, eifersüchtig auf einen Kutscher! Ich beobachtete den Mann und ich knüpfte, sobald sich die Gelegenheit dazu bot, ein Gespräch mit ihm an. Er mochte etwa einige dreißig Jahre alt sein und war von mittlerer Statur. Er hatte blondes Haar, ein langes, schmales, bartloses Gesicht mit dem Teint eines Mädchens und große hellblaue Augen, die ruhig und verständig in die Welt blickten. Auch sein Sinn war, soweit ich das ermitteln konnte, ein durchaus verständiger. Diese Beobachtung beruhigte mich etwas, denn es ließ sich nicht annehmen, daß er auf den Einfall kommen könne, seine Augen zu Marianne zu erheben.

„So vergingen einige Wochen. Dann zeigte mir ein Zwischenfall wieder einmal, wie sehr Marianne unter den Verhältnissen, unter denen sie lebte, litt. Ich ging an einem klaren Wintertage im Park spazieren. Wir hatten in der Nacht Rauhfrost gehabt, und die weiten Anlagen waren in einen Feengarten verwandelt worden, der jetzt, im hellen Sonnenschein, entzückend schön war. Ich hatte mich ganz in den Anblick dieser wunderbaren Bildungen Gottes versenkt und fuhr zusammen, als plötzlich die Kinder durch die Büsche brachen und mich umklammerten.

„‚Wo kommt ihr her?‘ fragte ich, indem ich ihnen die von der Kälte geröteten Backen streichelte. ‚Wir sind Marianne davongelaufen,‘ berichtete Gella. ‚Wir gingen mit ihr spazieren und langweilten uns wie gewöhnlich furchtbar. Sie glauben gar nicht, wie furchtbar langweilig Fräulein Marianne ist. Da gewahrten wir Sie. Und nun sehe ich Leo an, und Leo sieht mich an, und dann ging es davon, so schnell uns die Beine trugen.‘

„Ich erschrak, denn wenn ich auch wußte, daß die Kinder Marianne nicht liebten, so hatte ich doch bisher nicht geglaubt, daß die Dinge so schlimm ständen. Als ich ihnen vorstellte, daß sie sofort zu Marianne zurück müßten, weigerten sie sich anfangs geradezu. ‚Wir können sie nicht leiden,‘ erklärte Leo. ‚Wenn sie mit uns allein ist, so spricht sie kaum drei Worte, und man sieht es ihr an, wie schwer sie selbst die über die Lippen bringt. Nie macht sie einen Scherz, nie lacht sie.‘

„‚Sie ist ja nicht eigentlich unfreundlich,‘ sagte Gella, ‚aber auch nie freundlich. Wir haben doch immer das Gefühl, ihr nur zur Last zu sein.‘

„Ich redete nun den Kindern ins Gewissen, und sie erklärten sich schließlich auch bereit, sich von mir wieder zu Marianne führen zu lassen. Wir fanden diese in einer Allee, in der sie in der ihr eigenen Haltung, mit etwas nach vorn geneigtem Kopf, langsam ihren Weg verfolgte. Als wir noch etwa hundert Schritt hinter ihr waren, riefen die Kinder: ‚Fräulein Marianne! Fräulein Marianne!‘ Marianne blieb stehen und sah sich nach uns um, setzte aber dann ihren Weg fort und zwar mit schnellen Schritten.

„Ich begriff, daß sie nicht eingeholt werden wollte, ich hielt daher die Kinder, die ihr nachlaufen wollten, zurück und schlug mit ihnen einen anderen Weg ein. Ich führte sie zu ihrer Rutschbahn, spielte dort so lange mit ihnen, bis sie ihrerseits sich ein Spiel ausgesonnen hatten, das ihnen Freude machte, und eilte dann davon, um Marianne aufzusuchen. Das wurde mir insofern nicht schwer, als ich ihre Spur auf dem frischen Schnee leicht verfolgen konnte. Sie hatte, den Park durchkreuzend, die Landstraße gewonnen, und ich sah sie auf dieser in der langsamen, zögernden Weise von vorhin weitergehen. Eine dünne Schneeschicht hatte auch die Straße weiß gefärbt,

überall, so weit das Auge reichte, lag die schimmernde Schneedecke, von der sich nur Mariannens in dunkle Gewänder gehüllte Gestalt abhob.

„Ich eilte, so schnell ich konnte, hinter ihr her. Als ich sie eingeholt hatte, sah ich, daß sie geweint hatte. ‚Fräulein Marianne,‘ rief ich, ‚verzeihen sie den törichten Kindern, sie wußten nicht, was sie taten.‘

„Marianne schüttelte den Kopf. ‚Die Kinder taten ganz recht,‘ erwiderte sie mit zuckenden Lippen, ‚was sollen sie auch mit mir anfangen! Ich bin eine schlechte Gouvernante, und es ist unrecht, daß ich eine bleibe.‘

„Ich redete Marianne in jeder Weise zu, doch die Flinte nicht gleich ins Korn zu werfen und zunächst noch eine Weile zu versuchen, ob es ihr nicht gelingen würde, an ihrem Berufe mehr Freude zu finden als bisher, aber sie schüttelte immer nur den Kopf. ‚Es wäre gewissenlos, noch länger ein Amt zu bekleiden, dem ich nicht gewachsen bin,‘ wiederholte sie.

„‚Und was dann?‘ fragte ich schließlich.

„Da verlor Marianne für einen Augenblick ihre Selbstbeherrschung. ‚Ja, was dann!‘ rief sie. Sie rief die Worte laut, gellend, und sie klangen wie das, was sie waren, wie der lang verhaltene Schmerzensschrei einer bis zum Tode gequälten Menschenseele. Nie werde ich diese furchtbaren Worte vergessen."

Häberle sprang wieder auf und wandelte wieder zwischen den Gräbern hin und her. Diesmal schneller und länger als vorher.

„Am Abend," fuhr er fort, nachdem er sich wieder gesetzt hatte, „nahm mich die Baronin beiseite und teilte mir mit, daß Marianne ihr gekündigt habe. Sie hatte geradezu gesagt, sie habe erkannt, daß sie sich nicht für den Beruf einer Gouvernante eigne. Als die Baronin dann in sie

drang, ihr zu sagen, wie sie sich denn ihre Zukunft denke, hatte Marianne erwidert, sie habe in dieser Beziehung noch keinen definitiven Entschluß gefaßt.

„Die Baronin fragte mich schließlich, ob ich vielleicht Näheres über Mariannens Familienverhältnisse wisse. Als ich diese Frage verneint hatte, erklärte die herrliche Frau in ihrer energischen, werktätigen Weise, daß sie Marianne unter keinen Umständen aus dem Hause lassen würde, ehe sie über ihr ferneres Schicksal Gewißheit habe. ‚Da mag nun mein lieber Mann sagen, was er will,‘ schloß sie und fügte dann, indem eine feine Röte ihr blasses Gesicht überflog, schnell hinzu: ‚Ihnen ist das auch recht? Nicht wahr?‘

„Ich küßte ihr die Hand, und sie kehrte zu ihrer Gesellschaft zurück.

„In jener Nacht hatte ich einen furchtbaren Traum. Die Baronin, Marianne und ich befanden uns in den Alpen. Es war eine helle Mondnacht, und die schneebedeckten Gipfel der Berge hoben sich deutlich voneinander ab, wir aber befanden uns in einem tiefen Tal, in dem es sehr dunkel war. Der Berg, der sich unmittelbar vor uns erhob, war ebenfalls in der oberen Hälfte beleuchtet, in der unteren dunkel, ich wußte aber, daß sich ein schmaler Pfad an seiner Seite emporwand. Weiter oben war er eine kurze Strecke weit deutlicher zu sehen und er entzog sich dem Auge erst, wo er sich, aufsteigend, hinter dem Berge verlor. Ich wußte, daß Marianne den Pfad suchte, konnte sie aber, obgleich ich mich in ihrer unmittelbaren Nähe befand, nicht sehen. ‚Ich muß ihn finden,‘ hörte ich Marianne sagen, ‚er allein führt zum Glück.‘ ‚Um Gottes willen,‘ flüsterte die Baronin neben mir, ‚halten Sie Marianne zurück. Sie wissen ja —‘ Ich wußte in der Tat, was sie meinte. Dort, wo der Pfad sich scheinbar um den Berg wand, hörte er in Wahrheit an einem jäh

bfallenden Abgrund auf. Wer ihn, ohne das zu wissen, erfolgte, mußte notwendig ein furchtbares Ende finden. ch tastete daher mit entsetzlicher Angst nach Marianne, ber ich konnte sie nicht finden. Plötzlich hörte ich sie ieder sprechen, diesmal aber aus weit größerer Entrnung. ‚Ich Arme,‘ klagte sie, ‚ich muß nun ganz allein einen Weg gehen, und niemand gibt mir das Geleit, eder Gott noch Menschen, weder Glaube noch Freundhaft, weder Hoffnung noch Erinnerung. Aber nur mutig orwärts, der Weg ist steil, aber er führt zum Glück.‘

„Ich befand mich in einem entsetzlichen Zustande. Ich ollte, ich mußte ihr zurufen: ‚Nein, nein, dieser Pfad ihrt nicht zum Glück, er führt zum Verderben‘, aber ich rachte keinen Laut hervor.

„Es war ganz still in der Finsternis, so daß ich deutlich as Klopfen meines Herzens hören konnte. Sie wird den Pfad nicht finden, dachte ich und atmete erleichtert auf. Da hörte ich plötzlich einen Stein rollen und dann wieder nen. Dann hörte ich es auch knirschen und rutschen, wie enn jemand eine mit Steinschutt bedeckte Halde emporeigt und das Geröll gibt unter seinen Tritten nach. Großer Gott, sie hatte den Pfad gefunden, ihn betreten!

„‚Herr Häberle,‘ flüsterte neben mir die Baronin in öchster Angst, ‚wenn Sie jetzt nicht auch den Pfad finden nd sie einholen, so ist sie verloren.‘

„Ich fühlte, daß sie recht hatte, aber ich war wie gehmt und blickte nur voll Entsetzen auf das vom Mond eschienene Stück des Pfades. Und da wurde auch schon Mariannens schwarze Gestalt sichtbar. Sie hatte die Hände auf dem Rücken gekreuzt, den Kopf nach vorn geeugt und stieg so mit großen Schritten schnell bergauf.

„Die Baronin klammerte sich mit heftigem Druck an einen linken Arm, wir beide zitterten wie Espenlaub.

„Dort, wo der Pfad sich verlor, an der verhängnisvollen Stelle, lag es wie ein leichter Nebel, hing es wie ein aus Mondesstrahlen und Nebelwölkchen gewobener Schleier, durchsichtig und doch verhüllend. Jetzt stand Marianne dicht vor ihm, jetzt schritt sie hindurch und verschwand.

„Wir waren im entscheidenden Augenblick beide in die Kniee gesunken und lauschten mit höchster Anstrengung. Anfangs blieb alles still, dann aber klang es zu uns herüber, wie ein kaum vernehmbarer Schrei, nein, wie das Echo eines Schreies, der in weiter, weiter Ferne ausgestoßen wurde.

„Wir blieben auf den Knieen und beteten für Mariannens Seele, bis der Mond über die Bergwand sah.

„Dann kam der Baron auf uns zu. Er sah kreidebleich aus.

„‚Tot?‘ hauchte die Baronin.

„‚Ja, tot,‘ erwiderte der Baron.

„Da tat mein Herz so weh, daß ich erwachte.“

Häberle hatte, während er mir von seinem Traum erzählte, seine Hand auf meinen Arm gelegt, und ich fühlte, daß der Mann am ganzen Leibe bebte.

„Schonen Sie sich,“ bat ich.

Er schüttelte den Kopf. „Am Morgen,“ fuhr er fort, „wurde ich wieder zu dem Baron gerufen, und wir berieten zu dreien, was in bezug auf Marianne geschehen sollte. Die Einhorns bewiesen jetzt so recht, welch eine Fülle von Herzensgüte und werktätiger Christenliebe in ihnen lebte. ‚Sie wissen, Herr Häberle,‘ sagte der Baron, ‚daß ich es nur meiner Frau zuliebe duldete, daß Fräulein Thorschmidt die Lehrerin unserer Kinder blieb. Erziehen soll nur der Erzogene. Jetzt aber, wo das junge Mädchen selbst zu der Erkenntnis gelangt ist, daß es sich zurzeit zu

Erzieherin nicht eignet, bin ich weit davon entfernt, sie teilnahmlos ihrem Schicksal zu überlassen. Sehe ich recht, so ist das, was sie drückt, der erzieherische Teil ihrer Tätigkeit, es kommt daher darauf an, ihr eine Stellung zu verschaffen, in der dieser zurücktritt. Als Lehrerin an einer größeren Schule wird sie vielleicht mit Erfolg und innerer Befriedigung wirken. Nun scheint es aber, als ob ihre Verhältnisse es ihr nicht erlaubten, so lange ohne eine regelmäßige Einnahme zu bleiben, bis eine entsprechende Stellung gefunden ist. Sie hat ihr erstes Vierteljahrsgehalt, wie ich zufällig erfuhr, fast abzuglos an ihren Vater geschickt. Ich habe mich nach diesem Vater erkundigt, er ist ein wüster, in jeder Beziehung verkommener, mit Gott und aller Welt zerfallener Mensch. Hier also muß geholfen werden; ich bin aber überzeugt, daß Fräulein Thorschmidt meine Hilfe zurückweisen wird, denn wer anständig aus einer Welt wie die ihres Elternhauses hervorging, der hat fast immer einen krankhaften Stolz. Da müssen Sie mir nun helfen. Sie haben uns ja so oft von Ihrer Freundin Tuch erzählt. Schreiben Sie an die Dame, legen Sie ihr die Verhältnisse offen dar und bitten Sie sie, Fräulein Thorschmidt einen beliebig hohen Vorschuß zur Verfügung zu stellen, mir aber zu gestatten, daß ich ihn tatsächlich hergebe. Das Eintreten von Frau Tuch ließe sich durch Ihre Korrespondenz mit der Dame hinreichend motivieren.‘

„Ich wandte dagegen ein, daß, wenn Marianne eine Unterstützung von seiner Seite zurückweisen sollte, sie eine solche doch gewiß noch viel weniger von Frau Tuch annehmen würde, aber der Baron meinte, das sei doch etwas anderes. Marianne hasse ohne Zweifel den Adel und würde vielleicht die dargebotene Hand leichter annehmen, wenn es die einer bürgerlichen Dame sei.

„Ich befand mich während dieses Gespräches in der seltsamsten Lage, denn ich durfte der Angst, die mich erfüllte, durchaus nicht Ausdruck verleihen. Möglicherweise war diese ja auch ganz unnütz, und ich sah nur Gespenster.

„Sie werden sich wundern, daß wir bei allen unseren Erwägungen den Pastor, der doch offenbar in besonders nahen Beziehungen zu Marianne stand, ganz aus dem Spiel ließen, es geschah dies aber mit gutem Grunde, denn seine Beziehungen zum Herrenhaus waren höchst gespannte. Der alte Mann, der sich seine kunstgeschichtlichen Kreise nur höchst ungern kreuzen ließ, hatte es dem Baron sehr übelgenommen, daß dieser ihn ein paarmal darauf aufmerksam machte, daß ein Geistlicher schließlich doch zu anderen Dingen da ist, als um Kupferstiche zu sammeln, und er sah überdies in unseren religiösen Bestrebungen im besten Fall nur pietistische Verirrungen. Der Pastor kam nie auf den Hof, und die Beziehungen wären ganz abgebrochen worden, wenn nicht die Baronin sie nach ihrer vermittelnden Art in der Weise gepflegt hätte, daß sie von Zeit zu Zeit im Pastorat einen Besuch machte.

„Unter diesen Umständen erschien mir der selbstlose Vorschlag des Barons in der Tat beachtenswert, ich beschloß aber doch Marianne vorher darüber zu befragen, ob sie glaubte, daß der Unterricht an einer Schule ihr mehr Befriedigung gewähren würde als die verhaßte Gouvernantenstellung.

„Die Einhorns waren damit einverstanden, sie rieten mir aber, den ganzen Handel mit der größten Vorsicht zu betreiben. ‚Gott wird uns diese Täuschungen gewiß verzeihen und alles zu einem guten Ziele hinausführen,‘ meinte die Baronin.

„Ich forderte Marianne am nächsten Tage auf, mit

mir einen Spaziergang zu machen, und sie ging auf meinen Vorschlag ein. Es war ein trüber, nebeliger Tag. Der Rauch, der aus den Schornsteinen drang, stieg nicht zum Himmel empor, sondern wand sich am Dach entlang dem Boden zu, ein feiner Regen hatte die Äste der Bäume und Sträucher des Schnees beraubt, so daß sie nackt und unschön in die Luft starrten.

„Fräulein Marianne,' sagte ich, ‚Sie wollen uns verlassen?' — ‚Ja,' war die Antwort. ‚Ich fühle, daß ich meinem Berufe nicht gewachsen bin, da ist es meine Pflicht, ihn aufzugeben.' — ‚Sie meinen den Beruf einer Erzieherin?' bemerkte ich. — Marianne sah mich verwundert an. ‚Natürlich', erwiderte sie. — ‚Aber Sie wollen Lehrerin bleiben? Nicht wahr, Sie wollen sich eine Stellung an einer Schule zu verschaffen suchen?' — Marianne schüttelte den Kopf. ‚Nein,' sagte sie, ‚ich habe daran nicht gedacht. Es wäre dies ja auch nur ein halber Schritt. Ich würde auch keine gute Lehrerin sein.' — ‚Aber wie denken Sie sich denn Ihre Zukunft, Fräulein Marianne? Verzeihen Sie mir mein Fragen, aber Sie wissen ja, wie sehr ich an Ihrem Schicksal teilnehme.'

„Marianne schwieg lange und blickte vor sich nieder. Endlich sagte sie: ‚Erlauben Sie, daß ich Ihnen diese Frage später beantworte, wenn, wenn — ich sie mir selbst zu beantworten weiß.'

„Sie sah mich dabei aus ihren großen, dunkeln Augen freundlich an und reichte mir die Hand."

Häberle sprang wieder auf und wischte sich mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirne. „Ich wußte von Anfang an," fuhr er fort, „daß meine Liebe eine hoffnungslose war, daß Marianne mich nicht liebte, ich hatte ihr deshalb nie meine Liebe gezeigt, aber in diesem Augenblick verließ mich die Selbstbeherrschung. Ich hielt ihre

Hand fest und sagte ihr, daß ich sie über alles liebe und immer lieben würde.

„Sie hörte mich an, bleich und erschreckt, und sie ließ mich ausreden, dann aber sagte sie im Tone unbeugsamer Entschlossenheit: ‚Nein, Herr Häberle, ich wäre keine Frau für Sie, und Sie wären auch kein Mann für mich. Sie verstehen mich im Grunde nicht, und ich verstehe Sie nicht. Ich würde Sie elend, Sie würden mich nicht glücklich machen. Nein, Herr Häberle, daraus kann nie etwas werden.‘

„Ich war außer mir und verlor den letzten Rest meiner Selbstbeherrschung. ‚Marianne,‘ rief ich, indem ich mit beiden Händen ihre Hand ergriff, ‚wohl, ich will verzichten, aber schwören Sie mir, daß jenes Scherzwort damals auf der Treppe, als der Kutscher des Pastors vor derselben hielt, eben nur ein Scherz war und weiter nichts.‘

„Ich sah ihr ins Gesicht, mit ungeheurer Spannung. Ich sah, wie es da seltsam zuckte und arbeitete, aber sie wurde ihrer Bewegung Herr, richtete sich auf und sagte fest: ‚Nein, Herr Häberle, jenes Wort war kein Scherz. Ich werde jenen Mann, der mich liebt wie Sie, heiraten und ich werde mich bemühen, ihm eine Lebensgefährtin zu werden, wie er sie braucht.‘

„Ich ließ ihre Hand fahren und eilte davon wie ein Rasender.“

Häberle schwieg und starrte lange vor sich hin. Auch ich schwieg. Was er mir erzählte, war so durchaus unerhört, so ganz unglaublich! Die Kluft, die den Gebildeten von dem Ungebildeten trennt, ist ja überall groß, in dem Kurland jener Tage aber erschien sie schlechthin unüberschreitbar. Der Mann, dem jenes Mädchen die Hand reichen wollte, verstand wahrscheinlich nicht zu lesen, seine Anschauungen, seine Gewohnheiten konnten mit denen

Mariannens durchaus nichts gemein haben. Wenn sie ihn heiratete, verzichtete sie damit auf alle Früchte der Kultur, stieg sie zur untersten sozialen Stufe hinab.

„Am Abend," nahm Häberle den Faden seiner Erzählung wieder auf, „schrieb ich einen langen Brief an Marianne und beschwor sie, von ihrem Vorhaben abzustehen. Sie antwortete mir mündlich. Ihr Entschluß sei ein endgültiger, hieß es, doch bat sie mich, ihn niemand mitzuteilen, und ich versprach ihr das auch nach einigem Zögern.

„Es kamen nun furchtbare Tage, die mich fast um meinen Glauben brachten. Das Gefühl der erlittenen Demütigung, Eifersucht, vor allem die Sorge um Marianne quälten mich unbeschreiblich.

„Ich mußte mich überzeugen, wie mein glücklicher Nebenbuhler selbst über die Dinge dachte; ich ging daher an einem Tage, an dem er, wie ich wußte, Marianne abholen sollte, ihm möglichst weit entgegen und bat ihn dann, indem ich Ermüdung vorschützte, mich in seinen Schlitten aufzunehmen. Sobald ich in diesem saß, fragte ich dann gerade heraus: ‚Johann, Ihr wollt das gnädige Fräulein heiraten?'

„Ich sah, wie er erschrak, aber er faßte sich schnell.

„‚Gnädiger Jungherr', erwiderte er zögernd, ‚das gnädige Fräulein glaubt, daß es mein Weib wird werden können.'

„‚Und Ihr liebt das gnädige Fräulein?'

„Er blickte mich an, mißtrauisch, vielleicht auch etwas furchtsam, aber er antwortete doch mit einer gewissen Entschlossenheit: ‚Ja, gnädiger Jungherr!'

„‚Und wie denkt Ihr Euch Euer künftiges Leben? Wollt Ihr Kutscher bleiben?'

„Er blickte mich wieder mißtrauisch an. „Das weiß

ich noch nicht,' erwiderte er. ,Vielleicht. Vielleicht auch nicht.'

„,Johann,' sagte ich entschlossen, ,Ihr könnt Euch denken, daß ich nicht eben erfreut war, als ich erfuhr, daß das gnädige Fräulein Euch heiraten will, und zwar schon deshalb nicht, weil ich es selbst von ganzem Herzen liebe, aber da ich jetzt einsehe, daß ich sie doch nicht auf andere Gedanken bringen kann, so möchte ich wenigstens wissen, welchen Weg Ihr zu fahren gedenkt. Ihr könnt mir ganz und gar vertrauen, Johann.'

„Johann hatte die ganze Zeit über das Pferd in scharfem Trabe erhalten, jetzt trieb er es noch mehr an. Es lag ihm daran, unserem Zusammensein ein möglichst schnelles Ende zu bereiten. ,Gnädiger Jungherr,' sagte er, ,ich kann Ihnen das alles nicht sagen, weil ich es nicht weiß. Darüber wird das gnädige Fräulein selbst bestimmen.'

„Ich war tief niedergeschlagen. Welch ein Glück konnte aus einer solchen Ehe hervorgehen!

„Johann, der mich von Zeit zu Zeit von der Seite anblickte, mochte wohl merken, wie es in mir aussah, seine Beobachtungen flößten ihm jedenfalls ein gewisses Vertrauen ein. Er verhielt das Pferd erst und ließ es dann im Schritt gehen. Das Tauwetter, das noch immer anhielt, hatte die Bahn verdorben, und die Schlittenkufen knirschten von Zeit zu Zeit auf dem Kies der Landstraße.

„,Gnädiger Jungherr', sagte Johann, ,ich hätte ja nie solche Sünde getan und meine Augen zu dem gnädigen Fräulein erhoben, wenn das gnädige Fäulein auch nur ein bißchen stolz gewesen wäre. Das gnädige Fräulein aber unterhielt sich immer mit mir, wie wenn ich seinesgleichen gewesen wäre, da habe ich das gnädige Fräulein liebgewonnen, lieber wie die eigene Seele. Aber wie

hätte ich Knecht es wagen sollen zu hoffen, daß das gnädige Fräulein mich sollte heiraten wollen. Trotzdem hat das gnädige Fräulein mir oft, wenn ich sie abholte, gesagt, daß das Leben von uns gemeinen Bauerleuten ihr lieber sei als das herrschaftliche. Da wurde ich schon dreister und dachte: Gott kann alles. Wenn es sein Wille ist, so kann auch das gnädige Fräulein mich lieb gewinnen. Da sagte mir das gnädige Fräulein einmal, daß ihr Großvater doch nur ein Küster und daß ihres Großvaters Vater auch nur ein Knecht gewesen sei. Da dachte ich: Wenn sie doch nicht aus einem großen Geschlecht ist, sondern von einfachem Herkommen, da wird es keine allzu große Sünde sein, und Gott wird es dir verzeihen, wenn du nach ihr verlangst. Und halten will ich sie ja auch wie meinen Augapfel.'

„Ich schwieg. Was sollte ich auch zu dem allen sagen? Johann erzählte mir nun doch, wie er sich die Zukunft dachte oder vielmehr wie Marianne sich beider Zukunft dachte. Die Stellung im Pastorat sollte aufgegeben und eine andere als Knecht in einem zum Pastorat gehörenden Bauernhof angenommen werden. Der Schritt vom Vollknecht zum Inhaber eines Bauernhofes war ja damals noch leichter als jetzt, Johann konnte also hoffen, allmählich ein solcher zu werden und damit wenigstens in die Aristokratie seiner Sphäre einzurücken.

„‚Ist es dem Pastor bekannt, daß Ihr das Fräulein heiraten wollt?' fragte ich schließlich.

„‚Ja,' war die Antwort. ‚Er wollte anfangs nichts davon wissen, als aber das gnädige Fräulein mit ihm sprach, hat er es mir erlaubt.'

„Der Beginn der Weihnachtsferien rückte unterdessen näher und näher. Marianne hatte auf die besorgte Frage der Baronin erklärt, daß sie zunächst ins Pastorat über-

siedeln würde, jede weitere Auskunft in bezug auf ihre Zukunftspläne aber verweigert. So mußte auch ich schweigen, so schwer mir das auch wurde.

„Nur zu bald kam dann der Tag, an dem Marianne unseren Kreis für immer verließ. Es war am Nachmittag. Um vier Uhr wollte Marianne aufbrechen. Draußen wirbelte ein arger Schneesturm und verwehte Wege und Stege. Ich stand in meinem Zimmer am Fenster und blickte hinaus in die vor dem Sturm tanzenden Flocken. Die Luft war von ihrem tollen Durcheinander so erfüllt, daß es kaum möglich schien, bei diesem Wetter glücklich ins Pastorat zu gelangen. Wie mancher mochte überhaupt heute den Weg verfehlen und dann irre gehen, bis ihn die Kräfte verließen und er hinsank zu einem einsamen Tode. Welch ein Bild des Lebens! Und Marianne wollte hinaus in dieses Wetter, in dieses Leben!

„Plötzlich legte sich eine Hand auf meine Schulter. Es war die Mariannens. Ich hatte ihr Klopfen, ihr Eintreten nicht gehört.

„‚Marianne,‘ rief ich, ‚gehen Sie nicht. Sehen Sie hinaus, das da, das ist das Leben. Wie sollen Sie da Ihren Weg finden!‘

„Sie blickte mich an mit dem seltsamen sinnenden Ausdruck, den ich so oft beobachtet hatte, den ich so liebte. ‚Nein,‘ sagte sie, ‚reden Sie mir nicht ab. Ich muß diesen Weg gehen. Ich fühle es, nur so kann ich nützen, befriedigen, Frieden finden. Und nun leben Sie wohl — —‘“

Häberle wandte sich ab und schwieg lange. „Sie drückte mir die Hand,“ fuhr er dann fort, während seine Hände das Taschentuch zu einem Ball zusammenrollten, „und ging. Ich aber warf mich auf mein Bett. Ich habe sie nicht fortfahren sehen, ich habe sie nie wieder gesehen.“

Ich wartete eine Weile auf die Fortsetzung der Er=

ählung, aber Häberle schwieg. „Und sie heiratete wirk-
ich jenen Menschen?“ fragte ich.

Häberle nickte. „Ich sprach noch an jenem Abend mit
en Einhorns, erzählte ihnen alles und bat sie, auch meiner-
eits Schloßhof verlassen zu dürfen. Sie willigten ein,
und schon am nächsten Tage verließ ich die Stätte, an der
ch so reiche, schöne und so entsetzlich qualvolle Tage ver-
ebt hatte.“

„Und was wurde aus Marianne?“

Häberle holte seine Brieftasche hervor und entnahm
derselben einen Brief, den er mir schweigend reichte. Der
Brief lautete:

„Mein teurer Freund!

Als Sie vor einem Jahr von uns schieden, baten Sie
mich, Mariannens nicht eher zu erwähnen, als bis Sie
selbst mich um Nachrichten von ihr bäten. Letzteres ist
nicht geschehen, trotzdem glaube ich in Ihrem Sinne zu
handeln, wenn ich heute Ihren Wunsch nicht berücksichtige.
Am Grabe muß jede Selbstsucht schweigen, auch die der
Selbsterhaltung. Ja, am Grabe, teurer Freund. Gott
weiß, wann das Maß seiner Prüfungen erfüllt ist, und er
löst dann durch den Tod Bande, aus denen wir Menschen
keinen Ausweg finden. Marianne hat aufgehört zu leben
und zu leiden. Heute nachmittag haben wir sie auf dem
Friedhof, der für sie ein rechter Friedhof wurde, be-
stattet.

O was gäbe ich darum, wenn ich sagen könnte, sie sei
als eine Christin, ergeben in den Willen Gottes, gestorben.
Aber ich darf Sie nicht belügen, und wir können ja über-
dies hoffen, daß ihr Geist nun, da er von allen irdischen
Fesseln befreit ist, die Wahrheit erkennt und sich reuig dem
zuwendet, zu dem niemand unerhört flehte. Fehlte ihr
auch die wahre Erkenntnis, so meinte sie es doch auf ihre

Weise gewiß ehrlich. Kam doch nie ein Wort des Spotte über ihre Lippen!

Doch Sie werden Näheres wissen wollen.

Marianne setzte ihren Willen durch und wurde bal nach Weihnachten die Frau jenes Mannes. Sie hat dam fast ein Jahr lang an seiner Seite das Leben eines Knechts weibes geführt, in des Wortes voller Bedeutung. De Mann war im Frühling als Knecht in einen der Bauern höfe des Pastorats übergesiedelt, und Marianne erfüllt alle Pflichten, welche dem Weibe eines solchen auferleg sind. Sie erfüllte sie im vollsten Umfange, aber eben da brachte ihr den Tod. Ihr Körper war diesen Anstrengungen nicht gewachsen, und schon während der Ernte-arbeiten entwickelte sich das Leiden, dem sie erliegen sollte.

Ich hatte sie absichtlich zunächst nicht aufgesucht, denn ich fühlte, daß ich ihr jetzt nur lästig fallen konnte, ich be-hielt sie aber natürlich im Auge und war in bezug auf sie gut unterrichtet. Sobald ich nun von ihrer Erkrankung hörte, fuhr ich zu ihr. Ich hoffte, daß sie jetzt vielleicht zugänglicher sein würde, allein meine Hoffnung erwies sich als vergeblich. Sie wies nicht nur jede Hilfe, sondern im Grunde auch meine Gesellschaft kurz und entschieden ab. Sie tat das, obgleich sie bereits schwer krank und so verändert war, daß ich sie kaum noch erkannte. So konnte ich denn, so schwer es mir auch wurde, ihr nur durch den Arzt allerlei kleine Erleichterungen zukommen lassen. Erst als sie gestorben war, fuhr ich wieder hin. Ich erfuhr, daß sie in der letzten Zeit noch verschlossener gewesen war als sonst. Auch hatte sie es, wie es scheint absichtlich, so einzurichten gewußt, daß während der Todesstunde nie-mand bei ihr war.

Der Mann schien, obgleich er doch gewiß wenig genug von ihr gehabt hatte, sehr betrübt zu sein.

Das Antlitz der Toten trug einen durchaus sanften, riedlichen Ausdruck. Ein Haarlöckchen, das ich von ihrem aupte schnitt, lege ich hier bei.

Heute nachmittag haben wir sie begraben. Ich war otz der heftigen Kälte hingefahren, um ihr das letzte Ge-it zu geben.

Die einzige Bestimmung, welche Marianne in bezug uf ihr Begräbnis getroffen hatte, ging dahin, daß keinerlei rinnerungszeichen ihr Grab bezeichnen soll.

Es wird Sie noch interessieren, teurer Freund, daß Marianne keinen Versuch gemacht hat, die Irrlehren, die r das Leben verdarben, auf ihre Umgebung zu über-ragen. Wir waren in dieser Beziehung anfangs nicht hne Sorge.

Leben Sie wohl, mein lieber Herr Häberle. Was ich hnen schrieb, wird Ihnen sehr weh tun, aber Sie wissen a, Gott sei Dank dafür, wo es nie versagende Heilmittel ibt gegen jeden Schmerz.

Gella liegt leider seit vier Wochen an einem ge-chwollenen Bein darnieder, während Leo noch immer mit einen Augen zu tun hat. Beide, sowie auch mein lieber Mann grüßen Sie herzlich.

Ihre ganz ergebene

Gella Einhorn.

PS. Die Rede des Pastors war unglaublich töricht. Wann wird das Konsistorium endlich ein Einsehen haben und diesem Unfug ein Ende machen? D. D."

Es war nicht ganz leicht den Brief zu lesen, denn die Schrift war an vielen Stellen verwischt. Es mochte manche Träne darauf gefallen sein. Häberle hatte den Brief offenbar, seit er ihn empfing, immer mit sich geführt.

Häberle tat den Brief wieder in die Brieftasche.

„Wollen wir gehen?" fragte er.

„Ich verstehe, daß Ihnen später nichts mehr daran liegen konnte, sich eine selbständige Stellung zu erringen," sagte ich, indem ich mich erhob.

Häberle nickte.

Es war bisher ganz still gewesen in der Natur, jetzt zum erstenmal bewegte ein sanfter Windhauch die Wipfel der Föhren. Es klang fast wie ein Seufzer.

* *
*

Am anderen Morgen verließ ich Behrsen und im Herbst ging ich nach Deutschland, wo über der Fülle neuer Eindrücke das Bild Häberles nur zu schnell aus meinem Gedächtnis verschwand. Die Jugend lebt der Gegenwart, nicht der Erinnerung. Ich fürchte, daß ich in den vier Jahren, die ich fern von der Heimat verbrachte, auch nicht ein einziges Mal an Häberle gedacht habe. Ich wurde aber gleich in den ersten Tagen nach meiner Rückkehr an ihn erinnert. Als ich nämlich, um ein Bad zu nehmen, in die unter dem Scherznamen „die Pumpe" bekannte Badeanstalt trat, fand ich dort unter anderen auch Christoph Tuch. Wir schwammen zusammen über den Fluß und plauderten von diesem und jenem. Als wir uns am anderen Ufer, bis zum halben Leibe im Wasser stehend, ein wenig ausruhten, schlug Christoph ein paarmal die Arme über der Brust zusammen. Diese Bewegung brachte mir plötzlich, ich weiß selbst nicht recht wodurch, jene Stunde ins Gedächtnis, in der sie Häberle mit dem Regenwurm neckten, und damit stand auch sein Gesamtbild wieder vor mir.

„Was ist aus Häberle geworden?" fragte ich.

„Aus dem alten Jungherrn? Oh, der ist seit zwei Jahren tot. Sein Abscheiden ging uns allen sehr nahe. Er war eine liebe alte Haut!"

Damit warf Christoph sich wieder in die aufrauschende Flut, und wir schwammen zurück. Vor uns tanzten überall Köpfe über dem Wasser, Köpfe von alten Freunden und lustigen Gesellen. Dazu war das Wasser so warm, der Himmel so blau und die Sonne schien so hell! Und endlich, ich war zweiundzwanzig Jahre alt! Es war kein Augenblick darnach, eines Toten zu gedenken.

Erst viel später habe ich in einsamen Abendstunden oft des alten Junggherrn gedacht und seiner Liebe.

Käthchen Hortensius

Ich verbrachte die Zeit von meinem neunten bis zu meinem sechzehnten Jahre im Hause eines meiner Onkel, der Pastor in Ulmenhof war. Das Pastorat Ulmenhof liegt in Kurland, am rechten Ufer der Semgaller Aa, etwa eine Viertelwegstunde unterhalb der gleichnamigen Domäne.

Dem Gute Ulmenhof gegenüber liegt eine andere, viel kleinere Domäne, namens Inzau, und diese beiden Höfe bildeten die einzige Nachbarschaft des Pastorates, denn die zahlreichen Bauernhöfe, die weithin das Land bedecken und die kirchliche Gemeinde Ulmenhof bilden, gehörten damals zu verhältnismäßig weitab liegenden Gütern, deren Besitzer noch dazu auf anderen Herrschaften residierten. Unglücklicherweise waren nun die beiden oben genannten Güter während der ersten Jahre, die ich im Pastorat verbrachte, in den Händen von Bauern und kamen daher gesellschaftlich nicht in Frage. Infolgedessen waren wir in bezug auf den Verkehr ganz auf die doch immerhin mehrere Meilen entfernte Stadt angewiesen. Mein Onkel und meine Tante litten freilich unter diesem Umstande nicht allzusehr, denn sie waren von Natur wenig gesellig und hatten sich im Laufe der Jahre an ihre Einsamkeit inmitten so vieler menschlicher Wohnstätten ganz gewöhnt. Mein Onkel war nicht nur ein eifriger, sondern auch ein gelehrter Landwirt, und meine Tante war passionierte Gärtnerin, beide aber hatten in keiner Weise das

Bedürfnis, ihre Leistungen, die sehr hervorragend waren, von anderen Leuten bewundert zu sehen. Es genügte ihnen das Bewußtsein, daß sie den umwohnenden Bauern in bezug auf Feld und Garten mit dem besten Beispiele vorangingen und daß sie dieselben bei der Einführung des Kleebaues, beziehungsweise bei der Anlage von Obstgärten mit Rat und Tat unterstützen konnten. Auch meine beiden Vettern waren von der Wiege ab an diese Einsamkeit gewöhnt und fanden sie daher ganz in der Ordnung. Um so mehr litten unser Lehrer und ich unter ihr. Der erstere, ein hübscher, junger Fant, der voll ästhetischer Neigungen steckte, vorzüglich deklamierte und vortrefflich sang, war in der Tat in Ulmenhof eigentlich nicht an seinem Platze und wurde dort, wie ich glaube, nur durch ein sehr hohes Gehalt festgehalten. Ich meinerseits kam aus der Stadt, aus einem großen, munteren Familien- und Bekanntenkreise.

Man kann sich daher denken, wie der Herr Kandidat und ich die Ohren spitzten, als mein Onkel eines Mittags meiner Tante mitteilte, daß der Pächter von Inzau das Gut an Adolf Hortensius abgetreten habe und daß zu Georgi Hortensius und seine Enkelin auf dasselbe übersiedeln würden.

„Ist das der Dorotheenhöfsche Hortensius?“ fragte meine Tante.

„Ja,“ war die Antwort. „Ich habe schon seit längerer Zeit gehört, daß er sich auf Dorotheenhof nicht würde halten können. Für Inzau reicht sein Kapital vielleicht aus.“

„Ist die Enkelin schon erwachsen?“ fragte der Kandidat, und seine Augen leuchteten.

„Ja, sie soll siebzehn Jahre alt sein.“

„War ihr Vater oder war ihre Mutter ein Kind des Dorotheenhöfchens?“

„Der Vater. Er hat es seinerzeit ebensowenig zu etwas bringen können, wie der Alte selbst, und sich ebenso wie dieser in allen möglichen Sätteln versucht, ohne je von der Stelle zu kommen. Es ist sehr zu beklagen, daß eine so alte und so verdiente Familie so enden muß."

„Sind sie nicht auch mit uns verwandt?" fragte meine Tante.

„Allerdings. Deine und meine Urgroßmutter war eine geborene Hortensius, Eleonore Hortensius, die dritte Tochter von Christian Hortensius, Pastor zu Durben. Die älteste Tochter, Dorothea, heiratete einen Roßberg, und die zweite, Margarete, einen Holm. Daher schreibt sich unsere Verwandtschaft mit den Roßbergs und den Holms."

„Der Vater des jungen Mädchens ist tot?" fragte der Kandidat.

„Ja. Der Vater und die Mutter."

„Was für eine Geborene war die Mutter?"

„Das weiß ich nicht. Sie war, wie ich glaube, von gemeiner Herkunft, und die Ehe wurde gegen den Wunsch des alten Hortensius geschlossen."

Damit hob mein Onkel die Tafel auf.

Von da ab bis zu Georgi verbrachten mein Lehrer und ich unsere Mußestunden zum guten Teil damit, uns ein Bild von Fräulein Hortensius zu entwerfen und es mit allen Reizen auszuschmücken. In bezug auf den Herrn Kandidaten ist das ja freilich nur eine Vermutung, aber sie ist gewiß keine irrige. Wie wäre er sonst darauf gekommen, sich schon Ende März zwei neue Sommeranzüge aus der Stadt mitzubringen? Auch hing es wohl zweifellos mit Fräulein Hortensius zusammen, daß er jetzt statt des sonst üblichen: „Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand" ein sentimentales Lied sang, das mit den Worten begann: „Drei Wünsche hegt' ich im lieben-

den Herzen.“ Ich meinesteils zog mir dadurch eine lange Strafarbeit zu, daß ich Raphael Kühners lateinische Grammatik mit weiblichen Köpfen, die ein ausgesprochen griechisches Profil hatten, verzierte.

Endlich kam der heißersehnte Georgitag, und wir erfuhren am Abend desselben von den Dienstboten, daß die neue Herrschaft in Inzau eingetroffen sei. Wir machten uns infolgedessen am folgenden Tage noch mehr als sonst am Flusse zu schaffen, konnten aber in Inzau nichts gewahren als ein paar Pferde, und diese waren die jammervollsten Mähren, die unsere Augen je gesehen hatten. Immerhin mußte uns schon der nächste Tag den Anblick von Fräulein Hortensius bringen, denn er war ein Sonntag, und man konnte mit Gewißheit annehmen, daß die neuen Inzauschen die Kirche besuchen würden.

Am Sonntagmorgen war jeder von uns bemüht, sich ein möglichst vorteilhaftes Aussehen zu geben. Ein Haarwirbel am Hinterkopfe machte mir in dieser Beziehung am meisten zu schaffen, denn so sehr ich diesem abscheulichen Büschel auch mit Öl, Kamm und Bürste zu Leibe ging, so erhob er sich doch immer wieder und verdarb mir den Scheitel. Während dieses Kampfes, der natürlich vor dem Spiegel ausgefochten wurde, machte ich noch eine andere, mich höchst peinlich berührende Entdeckung, die nämlich, daß ich nichts weniger als hübsch war und in diesem Punkte eine Konkurrenz mit meinen Vettern durchaus nicht aushalten konnte. Und wie wurde mir erst, als der Herr Kandidat sein Zimmer verließ, angetan mit einem Rock, der auf den Schultern zwei Finger breite Puffen hatte, einer blau- und weißkarierten, von einer goldenen Busennadel zusammengehaltenen Krawatte und Beinkleidern, die, um das Knie eng, unten drei Viertel des Fußes bedeckten.

Ich war auf der Fahrt zur Kirche sehr kleinlaut, dachte aber trotzdem während des ersten Liedes nur an die Inzauschen und sah mich unter allerlei Vorwänden so oft als möglich nach der Kirchentür um. Endlich kamen die Erwarteten. Der alte Hortensius war ein großer, sehr schlanker Mann. Obgleich er in keiner Weise an den Typus des kurländischen Adels erinnerte, hatte die ganze Erscheinung doch etwas entschieden Vornehmes. So oft mir später das Goethesche: „Sie scheinen mir aus einem edlen Haus; Sie sehen stolz und unzufrieden aus" einfiel, mußte ich an den alten Hortensius denken. Auch sein Anzug erhob, obgleich er schäbig war, doch gewisse Ansprüche auf Eleganz. Da sein rechtes Bein steif war, stützte er sich mit der Rechten auf einen Krückstock, während die Linke in dem Arme seiner Enkelin ruhte. Ja, diese Enkelin! Ich habe in meinem späteren Leben manche berühmte Schönheit gesehen, aber nie wieder ein Weib, das sich in bezug auf sein Aussehen mit diesem Mädchen hätte vergleichen können. Groß und kräftig gebaut, waren ihre Glieder doch von vollendetem Ebenmaß. Sie hatte reiches aschblondes Haar, das in zwei breiten Flechten um ihren Hinterkopf geschlungen war, einen unerhört weißen, zarten Teint und so blaue Augen, wie man sie sonst nur bei kleinen Kindern findet. Das liebliche Oval des Gesichtes, die feingeschnittene Nase und der kleine rote Mund bildeten ein entzückendes Ganzes.

Als sie jetzt an der Seite ihres finster blickenden Großvaters den großen Gang in der Mitte der Kirche heraufschritt, kam und ging das Blut auf ihren Wangen. Sie wußte offenbar nicht recht, ob sie sich auf die Frauenseite begeben oder bei dem alten Herrn bleiben sollte, schließlich nahm sie aber doch neben letzterem, auf der Bank unmittelbar vor uns, Platz.

Ich erinnere mich noch lebhaft, in welche Aufregung diese Nachbarschaft mich versetzte. Ich hoffe, daß ich nie wieder einem Gottesdienste so zerstreut beiwohnte.

Nach Schluß desselben gingen Herr Hortensius und seine Enkelin auf meinen Onkel und meine Tante zu und stellten sich ihnen als Nachbarn und Verwandte vor. Bei dieser Gelegenheit erfuhren wir, daß Fräulein Hortensius Käthchen hieß.

Als die Begrüßung mit den Erwachsenen vorüber war, reichte Käthchen auch jedem von uns Knaben ihre große, schöngeformte Hand. „Auf gute Nachbarschaft, Vetter," sagte sie lächelnd und zeigte dabei die lieblichsten Grübchen.

Entzückt, wie wir waren, bemühten wir uns draußen, dem alten Herrn in den Wagen zu helfen, aber er wies unsere Hilfe zurück und stützte sich nur auf seine Enkelin. Indem er sich in den Wagen hob, blieb ein Knopfloch seines Mantels in dem Haken, an welchem das Spritzleder befestigt wird, hängen und zerriß. Obgleich nun Käthchen an diesem Unfall ganz unschuldig war, fuhr der Großvater sie doch heftig an. „So sieh dich doch vor!" schrie er zornig.

Käthchen errötete über und über, erwiderte aber kein Wort.

Da die Inzauschen aufgefordert worden waren, im Pastorat zu Mittag zu essen, fanden wir uns dort wieder zusammen. Die Unterhaltung während der Mahlzeit war nicht allzu belebt, denn der alte Hortensius sprach nur wenig, und auch Käthchen verhielt sich den lebhaften Mitteilungen des Kandidaten gegenüber durchaus passiv. Sie war offenbar nur wenig an geselligen Verkehr gewöhnt, denn sie errötete, sobald jemand sich mit einer Frage an sie wandte. Sehr unangenehm berührte uns alle der unhöfliche und nichtachtende Ton, in welchem

der Großvater mit seiner Enkelin sprach. Als meine Tante beim Aufbruch der Gäste die Bemerkung machte, daß Käthchens dünner Mantel sie nur sehr ungenügend vor dem Ostwinde schützen könne, und in sie drang, ein Tuch mitzunehmen, rief der alte Herr ungeduldig: „Lassen Sie sie doch nur, gnädige Frau. Sie ist mir ohnehin nur zu sehr verwöhnt."

„Das kann ich nicht finden," meinte meine Tante.

„Sie kennen sie eben noch nicht genug," war die Antwort.

Als der Wagen aus dem Tore rollte, bemerkte meine Tante: „Das arme Mädchen scheint mir auch nicht auf Rosen gebettet zu sein."

Mein Onkel zuckte die Achseln: „Nichts ist schärfer und eckiger," erwiderte er, „als ein Mann aus guter Familie, der nichts Rechtes geworden ist."

Oben aber, im Lehrer- und im Schülerzimmer, brannten die Herzen lichterloh. Der Kandidat sang die „Drei Wünsche" heute abend wohl ein halbes dutzendmal nacheinander, und wir drei dachten auch an nichts anderes als an Käthchen Hortensius. Ich glaubte zu wissen, daß der Großvater sie arg mißhandelte, und ich empfand ein so tiefes Mitleid mit ihr, daß ich am Abend lange nicht einschlafen konnte. Meinen Vettern erging es wohl nicht viel anders, wenigstens sagte Robert etwa eine halbe Stunde, nachdem das Licht ausgelöscht war, plötzlich: „Ist das Mädchen aber schön!" und Emil erwiderte eine halbe Stunde später auf meine besorgte Frage, ob er Schmerzen halber so kläglich stöhne: „Nein, aber ich bin furchtbar verliebt in Käthchen Hortensius."

Der Verkehr mit den Nachbarn in Inzau kam nur sehr langsam in Gang. Wohl erwiderten die Unserigen den Besuch, aber die Hortensius ließen sich lange nicht

wieder im Pastorat blicken, und mein Onkel und meine Tante schienen ihr Ausbleiben nicht gerade zu bedauern. Der Kandidat erzählte uns in einer mitteilsamen Stunde, daß der alte Herr nichts weniger als liebenswürdig gegen seine Gäste gewesen sei, und er fügte hinzu, daß es in Inzau keineswegs wohnlich aussähe. „Der Alte muß sehr arm oder sehr geizig sein," hieß es zum Schluß.

Diese Alternative drängte sich auch uns auf, wenn wir die jammervollen Inzauschen Ackerpferde oder die halbverhungerten Rinder betrachteten. Dazu stimmten übrigens auch die Berichte der Dienstboten. In Inzau war Schmalhans in ganz unerhörter Weise Küchenmeister. Die dortigen Leute sollten ferner nicht genug davon zu erzählen wissen, wie unfreundlich der Alte seine Enkelin behandelte.

Unter diesen Umständen erlosch das Interesse für die schöne Nachbarin in den Herzen meiner Vettern fast so schnell, wie es gekommen war. Sie erklärten die Hortensius' für „Knoten" und wandten ihre Teilnahme ausschließlich den Krebsen zu, deren Fang mit dem ersten Monat ohne „r" begonnen hatte. Der Kandidat machte noch einen Besuch in Inzau, bekam dort aber nur den alten Herrn zu Gesicht und wandte infolgedessen — durch und durch windig wie er war — seine Aufmerksamkeit wieder ganz einer in Bauske lebenden Cousine zu, einer jungen Dame, deren Gesicht, nach ihrem Daguerreotyp zu schließen, einen ausgesprochen japanesischen Typus haben mußte. Nur in meinem Herzen saß der Pfeil tief und fest. Das Bild des schönen Mädchens stand vor mir, wo ich ging und stand, und der Umstand, daß ihr Großvater so unfreundlich mit ihr umging, erfüllte mich mit tiefem Mitleid. In einsamen Stunden gaukelte mir meine Phantasie entzückende Bilder vor. Ich wurde nach ganz unerhört

schnellem Studium Pastor und führte Käthchen heim auf das trauliche Pastorat. Dort sammelten wir feurige Kohlen auf das Haupt des harten Großpapas, indem wir ihm in unserem Hause ein höchst behagliches Dasein bereiteten.

So berauschend diese Bilder auch waren, so konnten sie mich doch für die traurige Gegenwart nicht entschädigen. Käthchen war und blieb nämlich durchaus unsichtbar. Ich umschwärmte nicht nur vergeblich zu Boot und zu Fuß den Hof, nein, die Hortensius' ließen sich auch nicht einmal mehr in der Kirche blicken. Hätte ich es nicht besser gewußt, so hätte ich annehmen müssen, die Episode Hortensius sei nur ein Traum gewesen, und Inzau würde noch von seinen früheren Insassen bewohnt.

So vergingen Mai und Juni und die Sommerferien, in die mich Käthchens Bild begleitete. Erst nach Ablauf der letzteren war es mir vergönnt, mich dem Original wieder zu nähern, da mein Onkel mich eines Nachmittags mit einem Briefe nach Inzau schickte.

Nie machte sich ein Bote froheren Herzens auf den Weg. Es war ein warmer, schöner Augusttag. Auf den Feldern war überall die Ernte im Gange, auf den Wiesen weideten die Rinderherden. Ich ging am Flusse entlang, bis ich ein Boot fand, und setzte dann über denselben. Noch ein paar hundert Schritte und ich befand mich im Garten von Inzau.

Der Vorgänger des derzeitigen Pächters hatte keinen Sinn für Ästhetik gehabt, aber er hatte unter dem Einflusse meiner Tante an die Stelle des Parkes, den er umhieb, einen Obstgarten treten lassen. Jetzt waren alle Zweige voll von Äpfeln, Birnen und Pflaumen, von denen von Zeit zu Zeit eine frühreife Frucht in das Gewirr von Gräsern und Nesseln herabfiel, das die Bäume

rings umgab. In der Giebelseite des Wohnhauses, die auf den Garten hinausging, waren alle Fenster geöffnet, und der Zugwind spielte in einem derselben mit weißen Vorhängen. Ich dachte mir, daß dort Käthchens Schlafzimmer sein müsse.

An der Ecke des Hauses führte eine nur in einer Angel hängende Zauntür in den Hof, der ganz so menschenleer war wie der Garten. Nicht einmal ein Hund ließ sich sehen oder hören. Offenbar war alles, was in Inzau lebte, hinausgezogen auf die Felder zur Erntearbeit.

Das Wohnhaus sah alt und verfallen aus. Vor der Haustür befand sich eine kleine Veranda, deren Dach auf einer dünnen Holzsäule ruhte, und hier wiesen ein paar rohe Holzbänke darauf hin, daß diese Stätte bewohnt war.

In dem Flur, aus dem eine leiterartige Treppe zu einem viereckigen Loche in der Decke emporführte, war es dunkel und kühl. Ich klopfte erst an der Tür, die nach links, dann an der, die nach rechts hin führte, aber es blieb alles still. Nun klinkte ich die Tür auf und betrat ein saalartiges, weißgetünchtes Zimmer, offenbar das Wohnzimmer. Hier standen ein Sofa und einige gepolsterte Stühle an den Wänden entlang, und vor das Sofa hatte man einen sehr großen runden Tisch gestellt. Sofa und Stühle waren mit schwarzem Glanzleder, welches bereits vielfach abgesprungen war, überzogen. Der Fußboden bestand aus roh gehobelten, ungestrichenen Brettern, die Querbalken der Decke waren dagegen weiß getüncht.

Ich kehrte auf den Flur zurück und öffnete die andere Tür. Wieder ein großes, weißgetünchtes Zimmer. An dem einen Fenster stand ein viereckiger Tisch aus unpoliertem Fichtenholz, der durch ein plumpes Tintenfaß, mehrere Tintenflecke und einen Packen groben Löschpapiers

in Großoktav als Schreibtisch gekennzeichnet war. Ein Stuhl mit Schilfsitz vor dem Tische und zwei andere mit Brettersitzen an der Wand vollendeten die Einrichtung. An der einen Wand hingen zwei Fliegenklappen, ein Kalender in Großquart, eine einläufige Jagdflinte, eine Jagdtasche aus Seehundsfell, ein paar Lockpfeifen und eine Hundepeitsche.

Das Zimmer hatte noch eine andere Tür, ich hielt aber jedes weitere Vordringen für überflüssig und war eben im Begriff, mich zurückzuziehen, als eine scharfe Stimme: „Störst du mich schon wieder?" rief und gleich darauf der alte Hortensius ins Zimmer trat. Ich hatte ihn offenbar im Mittagsschlafe gestört, wenigstens befand er sich im tiefsten Negligé. „Wer sind Sie? Was wollen Sie hier?" herrschte er mich an.

Die grobe Anrede bewirkte, daß ich, obgleich mir das Herz mächtig schlug, doch nicht verlegen wurde. Der Mann da vor mir war ja offenbar in der Tat ein „Knote", und ein solcher kann nicht beleidigen. Ich nannte meinen Namen und bemerkte kaltblütig, daß ich nicht zu meinem Vergnügen hier sei, sondern daß mein Onkel, der Herr Pastor, mich beauftragt habe, ihm ein Schreiben zu überbringen.

Der alte Herr errötete jetzt über und über. „Verzeihen Sie, daß ich Sie nicht erkannte," sagte er, indem er mir die Hand reichte. „Darf ich Sie bitten, einen Augenblick Platz zu nehmen?"

Damit zog er sich zurück. Während er im Nebenzimmer hin und her ging, stellte ich mich ans Fenster und blickte hinaus auf den Hof. In die eine Fensterscheibe hatte wohl schon vor vielen Jahren einst eine Kinderhand schief und krumm die Worte geritzt: „Johann, spann an, drei Katzen voran."

Der alte Hortensius kehrte jetzt zu mir zurück, diesmal in Stiefeln und Beinkleidern und in einem langen, von oben bis unten zugeknöpften Sommerpaletot mit neuem Samtkragen. Ich überreichte ihm den Brief meines Onkels, und wir nahmen Platz. Der Alte entnahm einem Schubfache des Tisches eine Brille, setzte sie auf und las den Brief aufmerksam durch. Dann wandte er sich wieder zu mir: „Ich möchte den Brief gleich beantworten, lieber Vetter," sagte er, „aber es wird das, wie ich fürchte, eine Weile währen, und da Käthe natürlich wieder nicht da ist, wenn man sie braucht, so weiß ich nicht recht, wie Sie sich unterdessen unterhalten werden. Haben Sie vielleicht Interesse für Familiengeschichte?"

„Gewiß," erwiderte ich, „aber ich bitte Sie, sich durch mich in keiner Weise genieren zu lassen."

„O bitte, bitte," war die Antwort. „Ich habe mancherlei, was anzusehen Ihnen vielleicht Spaß macht."

Der Alte forderte mich nun auf, ihm in das Nebenzimmer zu folgen, und entnahm dort einer altmodischen, mit vielen Messingplättchen beschlagenen Kommode einige jener Albums, die man in dem vorigen und vorvorigen Jahrhundert als Student zu führen pflegte. Diese Bücher, deren Besitzer in Jena, Rostock und Königsberg studiert hatten, waren in der Tat in hohem Grade geeignet, mich zu interessieren, denn sie enthielten die Namen fast aller mir verwandten oder befreundeten Familien. Ich vertiefte mich denn auch so in diese Lektüre, daß ich erschrak, als der Alte, der mich mittlerweile verlassen hatte, mit dem Brief in der Hand wieder in der Tür erschien.

Mein Eifer erregte übrigens sichtlich das höchste Wohlgefallen. Hortensius setzte sich neben mich und machte mich auf die Seiten aufmerksam, auf denen sich meine direkten Vorfahren einst verewigt hatten. Er hatte meine

längst verstorbenen Großväter noch gekannt und wußte mancherlei Interessantes von ihnen zu berichten. Daran knüpfte sich dann von selbst anderes, und ich bemerkte mit Erstaunen, daß der für gewöhnlich so schweigsame alte Herr unter Umständen so amüsant zu erzählen wußte, wie nur irgendeiner meiner Landsleute. Erst der Umstand, daß es auf dem Hofe lebendig wurde, erinnerte mich daran, daß ich aufbrechen mußte. „Wir haben wahrhaftig ein paar Stunden verschwatzt," rief Hortensius, „aber da Sie, wie ich sehe, historischen Sinn haben, werden Sie das hoffentlich nicht allzusehr bedauern. Sie müssen übrigens nächstens einmal wiederkommen, denn Sie haben das Beste noch gar nicht gesehen. Mein Großvater, der Pastor in Frauenburg war, hat eine Chronik hinterlassen. Das ist etwas für Sie."

Der Alte gab mir, indem er sich auf meinen Arm stützte, noch bis zur Tür das Geleit und entließ mich dann mit der Bemerkung: „Wenn Sie nächstens wiederkommen, sollen Sie auch eine Tasse Kaffee erhalten. Entschuldigen Sie, daß es nicht schon heute geschah, aber ich bin ja ein einsamer, alter Mann, und Käthe denkt nur an sich."

Ich muß bekennen, daß ich über den Albums und dem Geplauder des alten Herrn Käthchen ganz vergessen hatte, immerhin hätte es dieser unfreundlichen Mahnung nicht bedurft, um sie mir wieder ins Gedächtnis zurückzurufen. Ich war fest entschlossen, Inzau nicht zu verlassen, ohne Käthchen wiedergesehen zu haben. Wo aber konnte sie weilen, als auf dem Felde? Das bestätigte mir denn auch ein Weib, das ich nach dem Fräulein fragte. „Das gnädige Fräulein," erwiderte die Frau, indem sie die Harke von der Schulter nahm und sich mit beiden Händen auf sie stützte, „das gnädige Fräulein arbeitet bei der Scheune am Teich. Sie sind wohl einer von des Pastors Jungherren?"

„Ja. Warum?"

Die Frau sah sich erst vorsichtig um. „Jungherr," flüsterte sie dann, „habt Ihr je gehört, daß ein Fräulein auf dem Felde arbeitet wie unsereiner?"

„Das Fräulein arbeitet doch wohl nur zum Scherz mit?" erwiderte ich.

„Wenn das der Fall wäre, so ließe sich ja nichts dagegen sagen," war die Antwort, „aber der alte Teufel läßt das Fräulein arbeiten wie eine Magd. Ist das nicht eine große Sünde? Guten Abend, Jungherr."

Damit schulterte das Weib die Harke und ging seines Weges.

Die Scheune lag fernab vom Flusse an der anderen Seite der Felder. Als ich sie erreichte, verschwand eben das letzte Fuder im Tor, und die Arbeiter schickten sich an, in dem leeren Wagen auf den Hof zurückzukehren. Auch die Frauen, die auf dem Felde gearbeitet hatten, setzten sich gegen die Scheune hin in Bewegung. Die letzte unter ihnen war Käthchen. Sie hatte einen breitkrempigen Strohhut auf und trug ein Kleid von grober, gelber Leinwand. Als ich sie begrüßte, reichte sie mir ihre Hand und lächelte mir freundlich zu. „Siehe da, ein Vetter," sagte sie. „Was führt Sie hierher?" Ich erwiderte, daß ich einen Brief für ihren Großvater gebracht und daß ich Inzau nicht hätte verlassen können, ohne ihr einen guten Abend geboten zu haben.

Käthchen übergab ihre Harke einem der Weiber, und wir setzten uns langsam gegen den Hof hin in Bewegung. Die Sonne war bereits untergegangen, aber das Abendrot brannte noch hell am westlichen Himmel. Vom Feldwege her klang das Rasseln und Stoßen der Räder in den tiefen Geleisen zu uns herüber, und wir hörten die Arbeiter lachen und scherzen. „Ich fürchte, daß mein Großvater

Sie nicht allzu freundlich empfangen haben wird," sagte Käthchen. „Sie dürfen ihm das nicht übelnehmen, denn er ist ein alter Mann und hat im Leben viel Unglück gehabt. Das aber soll ja die Menschen hart machen."

Ich beruhigte Käthchen und erzählte ihr, wie es mir ergangen war. „Da haben Sie Glück gehabt," meinte sie. „Großvater ist nur sehr selten in mitteilsamer Stimmung. Mir gegenüber eigentlich nie." Käthchen seufzte.

„Wie kommt das?" fragte ich.

Käthchen zuckte die Achseln. „Das weiß ich nicht," erwiderte sie. „Vielleicht trägt er es mir nach, daß ich ein Mädchen bin, vielleicht liegt es aber auch an mir, daß er nur so selten mit mir zufrieden sein kann. Wer kennt sich selbst?"

„Cousine," sagte ich zögernd, „Ihr Großvater schien unzufrieden damit zu sein, daß Sie nicht zu Hause waren."

Käthchen errötete. „Wahrscheinlich," erwiderte sie, „obgleich er selbst mich nach dem Essen auf das Feld schickte, damit ich dort, wie er sich ausdrückte, den Leuten zeige, daß die Herrschaften auch zu arbeiten verstehen."

„Aber wie ist denn das möglich?"

„Liebster Vetter," erwiderte Käthchen, „bei alten Leuten sind noch ganz andere Dinge möglich. Ich werde heute abend meinen Teil Schelte bekommen, als ob ich aus reinem Übermute den ganzen Nachmittag über im Sonnenbrande Magddienste verrichtet hätte!"

Käthchen sagte das mit dem gutmütigsten Lächeln, als ob von einer kleinen Schwäche ihres Großvaters die Rede gewesen wäre.

„Aber wie halten Sie das aus?" fragte ich entsetzt.

Käthchen lächelte wieder. „Wenn man die einzige Enkelin eines Greises ist," erwiderte sie, „so wird man

nicht gefragt, ob man seinen Großvater ‚aushält‘ oder nicht. Ich kann ihn doch nicht verlassen?"

Käthchen sprach ohne alle Bitterkeit von ihrer Lage. Was in diesem Falle ihre Pflicht war, erschien ihr ganz klar, und es verstand sich von selbst, daß sie ihre Pflicht erfüllte.

„Wie Sie gut sind!" kam es unwillkürlich über meine Lippen.

Käthchen lachte jetzt. Sie hatte ein silberhelles, höchst sympathisches Lachen. „Das ist das erste Kompliment, das ich, seit ich aus der Stadt zurück bin, gehört habe," versetzte sie. „Gehen Sie aber jetzt, lieber Vetter, denn ich weiß nicht, ob es meinem Großvater recht wäre, wenn er uns zusammen sähe, und es würde mir leid tun, wenn Sie den günstigen Eindruck, den Sie offenbar auf ihn gemacht haben, so schnell wieder verwischten. Also er hat Sie wirklich aufgefordert, wiederzukommen?"

„Ja, und ich werde der Einladung auch Folge leisten."

„Das ist recht. Ich freue mich so sehr, wenn mein Großvater etwas zerstreut wird. Aber nun gute Nacht! Sie finden ja wohl am Flusse ein Boot."

Sie reichte mir ihre mit einem baumwollenen Handschuh, der die Finger frei ließ, bekleidete Hand. Ich ging ein paar Dutzend Schritte weit, drehte mich dann um und sah ihr nach, bis sie den Hof erreicht hatte. Ein unbeschreibliches Mitleid mit dem schönen Mädchen, das so geduldig sein hartes Schicksal trug, zog mir das Herz zusammen. Ich nahm mir fest vor, möglichst oft nach Inzau zu gehen, und ich zweifelte nicht daran, daß es mir gelingen würde, dem alten Hortensius die Augen für die Vortrefflichkeit seiner Enkelin zu öffnen.

Ich erzählte zu Hause nichts von dem Empfange, den ich in Inzau gefunden hatte, und ich hielt auch später

die Besuche, die ich dort machte, geheim. Da wir sehr frei erzogen wurden und außer den Schul- und Arbeitsstunden tun konnten, was wir wollten, so war das nicht allzu schwierig. Als man dann später im Pastorate erfuhr, daß ich häufig ein Gast der Hortensius' war, zog mir das zwar von seiten meiner Vettern und des Lehrers einige Neckereien zu, mein Onkel und meine Tante aber ließen mich gewähren. Sie mochten wohl glauben, daß ich da nichts Schlechtes lernen könne.

Wenn ich mich heute frage, was einen Mann wie den alten Hortensius veranlassen konnte, sein Vertrauen einem kaum vierzehnjährigen Knaben zu schenken, so weiß ich darauf keine andere Antwort, als daß, wie es scheint, auch der hochmütigste und verbittertste Mann es nicht entbehren kann, wenigstens mit einem Menschen einen intimeren Verkehr zu unterhalten. Vielleicht kann auch der Umstand zur Erklärung herangezogen werden, daß ich in diesem Verhältnisse durchaus der Empfangende, er nur der Gebende war und daß ich die ungewöhnlichen und paradoxen Theorien des alten Herrn mit einer Inbrunst verschlang, welche seinem Hochmut schmeichelte. Hochmütig aber war er im höchsten Grade, und an diesem Hochmut war auch sein und der Seinigen Glück ohne Zweifel gescheitert. Er hatte drei oder vier Jahre studiert, hatte es aber nicht für nötig gehalten, sein Studium zu absolvieren, und war Landwirt geworden. Als er mit dem kleinen, von einer Tante ererbten Vermögen, welches diesen Schritt ermöglichte, fertig geworden, war er in die Verwaltung getreten, hatte sein Amt aber bald wieder aufgegeben, weil er sich mit seinen Vorgesetzten nicht vertragen konnte. Er ging nun als Förster ins Innere Rußlands, lernte dort die Erbin eines sehr wohlhabenden deutschen Arztes kennen und heiratete sie. Nun wurde

erst eine mehrjährige Reise unternommen — wahrscheinlich auf sehr großem Fuße — und dann in Kurland eine der ausgedehntesten Domänen gepachtet. In dieser Laufbahn war Hortensius geblieben, doch wurde die Domäne, die er pachtete, immer kleiner. Merkwürdig war, daß sein Sohn offenbar fast ganz dieselbe Laufbahn durchmessen, mit dem Unterschiede jedoch, daß er eines armen Müllers Tochter geheiratet hatte und selbst jung gestorben war.

Jetzt war Hortensius sehr arm, und die Armut mußte dadurch noch viel drückender für ihn sein, daß sie damals in Kurland bei gebildeten Deutschen kaum je vorkam. In keiner der zahlreichen mir befreundeten oder verwandten Familien verfügte man über ein Vermögen, aber die Ämter waren so gut besoldet, daß man immerhin ein verhältnismäßig üppiges Leben führen konnte und führte. Edles Gerät, Teppiche, selbst Gardinen waren unbekannt, aber man verfügte über große Räume, hatte ein Paar Wagenpferde und ein Reitpferd im Stall und mindestens vier Dienstboten. Man trank nur höchst selten Wein, aber man hatte gute, kräftige Speise vollauf. In Inzau war das anders. Hortensius und seine Enkelin lebten, wie ich bald gewahr wurde, fast ausschließlich von Milchspeisen und Gemüse, nicht weil sie wollten, sondern weil sie mußten, und auch die Kleidung, in der sie sich zu Hause bewegten, stand tief unter dem Herkömmlichen. Alle Kunst Käthchens vermochte es nicht zu verhindern, daß auch ein ungeübtes Auge die Flicke und Nähte gewahr wurde, mit denen sie die Kleider ihres Großvaters immer wieder tragbar machen mußte.

Ich versetze mich zurück in jenen Herbst. Es ist ein Mittwoch, der mir einen freien Nachmittag bringt, und ich eile, ihn in Inzau zu verbringen. Der Tag ist ganz

windstill, blaugraues, aus unzähligen Flocken bestehendes Gewölk bedeckt den Himmel. Der Fluß ist jetzt — anfangs September — bei seinem niedrigsten Wasserstande angelangt, und eine Anzahl erratischer Blöcke in seinem Flußbette heben die altersgrauen Rücken über das Wasser empor. Auf den Untiefen liegen breite Strähnen tangartigen Grases vor dem Strome, und an den Buchten haben sich kleine Kalmusdickichte gebildet. Hier sind kurzgeschürzte Bachstelzen eifrig mit der Insektenjagd beschäftigt, während an anderen Stellen Flußuferläufer auf den Sandablagerungen am Ufer ihr Wesen treiben. Auf den Wiesen weiden überall Herden, über denen unzählige Schwalben hin und her streichen. Ich habe eben den Obstgarten betreten und ein paar Schritte in ihm zurückgelegt, als mich ein Äpfelchen an die Schulter trifft. Ich bleibe stehen und suche aufmerksam nach der, die es allein geworfen haben kann — nach Käthchen. Aber sie hält sich gut verborgen, und erst als sie ein zweites Mal nach mir wirft, entdecke ich sie und eile auf sie zu. Sie flüchtet hinter einen zweiten, einen dritten Baum, und es währt eine Weile, bis ich die Flinke einhole. Wie fröhlich ihr Auge blickt, und wie hold ihr Mund lächelt! Sie hält mir die Hand hin und drückt die meine kräftig.

„Ich war hinten auf der Bleiche beschäftigt und sah Sie über den Fluß fahren," sagte sie, „da kam ich Ihnen entgegen. Großvater schläft noch, und wir haben Zeit. Wollen Sie einen Apfel essen, Vetter?"

„Mit Vergnügen."

Käthchen läuft davon — sie sieht auch, während sie läuft, hübsch und graziös aus — und kehrt gleich darauf mit einem Körbchen zurück, in dem sich die prächtigsten Äpfel befinden. Wir springen den Uferhang hinab, setzen

uns auf ein umgestülptes Boot und verspeisen die duftenden Früchte.

„Vetter,“ sagt Käthchen, „über so einen Apfel geht doch nichts!“

„Doch, Cousine.“

„Was denn?“

„Ein Kuß von Ihnen.“

„Seien Sie kein Narr, Vetter,“ erwidert Käthchen, indem sie errötet. „Da, nehmen Sie einen Apfel, das ist etwas Solides. Und nun — wieviel ist die Uhr?“

„Halb drei.“

„Prächtig. Dann haben wir noch anderthalb Stunden für uns. Wollen wir zu Boot fahren?“

Wir besteigen eines der Boote, wie sie, dem Verkehr von Ufer zu Ufer dienend, halb auf das Land gezogen, hier und da am Ufer liegen. Es ist ein ausgehöhlter Baumstamm, um den man ein paar Schutzbretter genagelt hat. Die beiden Schnäbel dienen als Sitz, und eine Stange vertritt das Ruder. Käthchen versteht die erstere noch nicht recht zu handhaben, aber sie wird es bald lernen, denn sie greift alles, was sie tut, mit zäher Energie an. Ich bringe von Zeit zu Zeit mit der Stange einen Stein in der Tiefe aus seiner Richtung, und wir gewahren für einen Augenblick einen entsetzten Krebs, oder ich hole einen anderen aus einer Uferhöhle hervor. Wie der schwarze Gesell mit dem Schwanze klappt, wie drohend er die Scheren erhebt! Wir lassen ihn wieder ins Wasser, und im Augenblicke ist er verschwunden.

So verbringen wir — zwei frohe, harmlose Kinder — die Zeit, bis Käthchen wieder einmal fragt, wie spät es sei. Es ist fast vier Uhr, und wir müssen auf den Hof. In fröhlichen Sprüngen geht es die Böschung hinan, dann heißt es: „Gehen Sie nur zum Großvater, Vetter,

ich komme nachher. Ich darf mich so erhitzt nicht vor ihm sehen lassen."

Und Käthchen begibt sich wieder zur Bleiche, um nach den dort mit der Leinwand beschäftigten Frauen zu sehen, während ich den Großvater aufsuche. „Ah! der Vetter!" heißt es, und das mürrische Gesicht des alten Herrn nimmt einen freundlicheren Ausdruck an. „Nun, wie geht es?"

„Danke bestens, vortrefflich, Herr Hortensius."

„Nun, was haben Sie denn vorgestern und gestern getrieben?"

„Ich habe Ivanhoe gelesen."

„Recht so, Vetter, studieren Sie nur Meister Scott fleißig. Ich habe es, als ich jung war, auch so gemacht. Der Mann war ja ein Brite und als solcher ein geistloser Bursche — dies Volk klebt immer am Boden, so oder so —, aber er hat manches doch richtig erkannt, zum Beispiel die Bedeutung des Blutes, und er hatte Sinn für Ehre. Setzen Sie sich doch, Vetter. Käthe! Kä—the!"

„Fräulein Käthchen befindet sich auf der Bleiche. Ich sah sie dort."

„Nun, natürlich, sie ist nie, wo sie sein sollte. Anna An—na!"

Das Mädchen erschien und erhielt den Auftrag, den Kaffee zu bringen. „Scott," wandte sich der Alte wieder an mich, „hatte einen feinen Sinn für das Blut. Er schätzte das Blut, wie es geschätzt zu werden verdient, also sehr hoch. Sehen Sie, lieber Vetter, ich bin ein armer alter Mann, aber wenn heute ein Baron käme aus ältesten Geschlecht und spräche: Da hast du das Schloß meiner Väter, gib mir dafür deine fünf akademisch gebildeten Ahnen, ich würde ihn auslachen."

„Aber die Barone haben schließlich doch auch Ahnen und zwar mehr als fünf," wagte ich einzuwenden.

Der Alte lächelte. „Ja, ja,“ erwiderte er, „aber was waren denn das für Leute? Im besten Fall anständige Krautjunker, die ihren Leuten das Fell nicht allzusehr über die Ohren zogen, wahrscheinlich aber auch zum guten Teil Leuteplacker und Raufbolde. Jedenfalls liegt darin kein Verdienst, eines reichen Mannes Sohn zu sein. Wie anders meine Vorfahren! Da hat ein jeder es sich erarbeitet, ein seiner Väter würdiges Kind zu sein, da hat jeder dem Lande genützt und nur genützt. Wie kann man die Junker und unsere Leute nur mit einem Atemzuge nennen! Und kein Mann meiner Familie nahm ein Weib, dessen Vater nicht auch studiert hatte — wenigstens bis auf mich. Ist das nicht eine Abstammung, auf die man stolz sein kann? Wie?“

Ich nickte.

„Das hat der Scott verstanden,“ fuhr der Alte fort, „daß jedermann das Kind seiner Vorfahren ist, daß also ein anständiger Mann mit dem Volke nichts gemein hat. Und dann hat er noch eins verstanden: daß ein anständiger Mensch sich seinerseits nicht gemein macht. Sehen Sie, Vetter, ich bin jetzt sechsundsiebzig Jahre alt, aber ich habe in meinem ganzen Leben nie jemand um etwas gebeten! Nie. Auch nicht um die geringste Kleinigkeit. Es hat auch sonst nie jemand an meiner Selbständigkeit zweifeln können. Fragen Sie, wen Sie wollen, ob ich je gegen einen Vorgesetzten auch nur einfach höflich gewesen bin! Nie. Aber grob bin ich oft gegen sie gewesen, sehr grob. Und so ist es recht. Ich kann notleiden, ich kann zugrunde gehen, aber zwei Dinge kann das Leben mir nicht nehmen: meine Abstammung und meine Selbständigkeit.“

Hier trat Käthchen mit dem Kaffee ein. „Wo warst du denn nur wieder?“ herrschte der Alte sie an. „So

sieh doch nach der Uhr, meine Liebe, und achte auf die paar Pflichten, die du zu erfüllen hast! Du hast es doch wahrhaftig leicht genug, kannst du denn nicht wenigstens einigermaßen deine Schuldigkeit tun? Wie?"

Käthchen setzte, ohne ein Wort zu erwidern, das Servierbrett vor uns auf den Tisch und nahm dann neben mir Platz. Hortensius tat Zucker und Sahne in seine Tasse und fuhr, während er mit seinem Löffel in ihr rührte, fort: „Sie sind noch sehr jung, lieber Vetter, darum wird Ihnen diese Selbständigkeit vielleicht wie etwas sehr Gewöhnliches vorkommen. Lernen Sie aber nur erst die Menschen kennen, und Sie werden einst mit stolzer Freude darauf zurücksehen, daß Sie einmal einen wahrhaft selbständigen Mann kennen lernten. Die Menschen sind unbeschreiblich dumm, schlecht und niedrig. Je mehr jemand sie mißhandelt, um so höher schätzen sie ihn. Sich selbst zu erniedrigen, ist ihnen allen ein dringendes Bedürfnis. Vor irgend etwas liegen sie immer kriechend im Staube und das mit Lust. Daß man sie gut behandelt, können sie nicht vertragen. Nimm dich eines Kindes, das zu lieben du keinen Grund hast, an, erziehe es unter den größten Opfern, trage seine Fehler mit himmlischer Geduld, und es wird dir — namentlich wenn es von gemeiner Herkunft ist — damit vergelten, daß es dein Interesse vernachlässigt, deine Habe verschleudert und dir das Leben durch schweigende Widersetzlichkeit verbittert. So ist es immer."

So sprach der Alte und rührte so grimmig in seiner Tasse, als müsse er ein Loch in sie bohren. Ich blickte hinüber zu Käthchen. Ihr Gesicht sah aus wie in Blut getaucht, aber sie verzog keine Miene.

„Die Männer gehen immerhin noch an," nahm der Alte wieder das Wort, „aber die Frauen!"

Und nun ging es über die Frauen her.

Käthchen tat, als ob das ganze Gespräch sie nicht weiter angehe. Sie brachte zwei Lichter, setzte sich mit einer Näharbeit an den Tisch und nähte unermüdlich drauflos, während ihr Großvater jetzt aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen konkrete Fälle menschlicher Schlechtigkeit mitteilte, welche ebenso interessant wie geeignet waren, in den Herzen der Zuhörer allen Glauben an Herzensgüte, Edelsinn, aufrichtige Frömmigkeit und so weiter zu zerstören.

Als ich nach ein paar Stunden aufbrach, leuchtete Käthchen mir in den Vorsaal hinaus, stellte das Licht auf den Fußboden und trat mit mir ins Freie. Über uns glänzten die Sterne in wunderbarer Pracht, und die Luft war entzückend frisch. Käthchen atmete ein paarmal tief auf, dann sagte sie mit ihrem silberhellen Lachen: „Es ist doch ein Glück, Vetter, daß die Sterne selbst über so viel menschlicher Schlechtigkeit so herrlich scheinen."

Damit drückte sie mir die Hand und eilte wieder ins Haus.

Wir Knaben erhielten im Winter bei guter Bahn mitunter die Erlaubnis, spazieren fahren zu dürfen. Ich bat Hortensius, mir zu gestatten, daß ich in diesem Falle Käthchen abholen dürfe, und er willigte, nachdem er einige unfreundliche Bemerkungen über ihre Vergnügungslust und ihren Mangel an Fleiß gemacht hatte, ein. So hielt denn mit der ersten einigermaßen soliden Bahn mein Schlitten in Ulmenhof, Käthchen kam in einem Boot über den noch nicht gefrorenen Fluß, und wir machten uns auf den Weg. Wir hatten einen tüchtig trabenden Klepper vor dem Schlitten und eine fröhlich klingende Glocke. Die eben eingefahrene Bahn ließ den Weg noch fast so blendend weiß erscheinen wie die Schneedecke auf

den Feldern, die Sonne schien hell und freundlich, die Luft war mild. Da der Schnee noch zusammenging, bildeten sich unter den Hufen unseres Schimmels große Klumpen, die sich mitunter lösten und uns auf den Schoß flogen. Käthchen kutschierte, und ich konnte mich nicht sattsehen an ihrem herrlichen Profil und dem lieblichen, schönen Antlitz, das jetzt von Frohsinn strahlte. Sie bemerkte es schließlich und wies mich mit einem verlegenen: „Aber Vetter, gaffen Sie mich doch nicht so an!" zurecht.

Das Ziel unserer Fahrt war ein eine gute Wegstunde entferntes Wäldchen, das wir im Schneeschmucke zu sehen wünschten. Als wir es erreicht hatten, fragte Käthchen, ob es wohl dem Pferde schaden könne, wenn wir es anbänden und etwas zu Fuß gingen. Ich war pflichtvergessen genug, die Frage zu verneinen, und wir banden die Fahrleine um eine Birke. „Wohin werden wir denn aber gehen?" fragte ich.

„Das werden Sie sogleich sehen," war die Antwort. Damit lief Käthchen vor mir her, formte einen Schneeball und warf ihn mir an den Kopf. Und nun „schneeballierten" wir uns wohl eine halbe Stunde lang. Es fiel mir schon damals auf, wie seltsam hier aus der Jungfrau immer wieder ein Kind wurde. Käthchen warf ihre Schneeballen in der Tat nicht wie eine Kokette, sondern ganz und gar wie ein vor Übermut und Frohsinn jauchzendes Kind. Sie gab sich überhaupt immer ganz, wie sie war, und ich habe später nur sehr wenige Menschen, und immer nur viel ältere kennen gelernt, die so durchaus frei von der Neigung waren, etwas vorstellen zu wollen.

Als wir zurückfuhren, fragte mich Käthchen, womit ich eben beschäftigt wäre, und ich erzählte ihr von Vercingetorix, dessen Auf- und Niedergang wir eben ver-

folgten. Ich ersah aus den Fragen, die sie bei dieser Gelegenheit an mich richtete, wieder einmal, wie unwissend sie war, und fragte sie in der pedantischen Art eines Knaben, ob sie nicht den Wunsch habe, die Lücken in ihren Kenntnissen durch Selbststudium auszufüllen. Käthchen blickte mich lächelnd an und schüttelte dann den Kopf. „Dabei würde nichts herauskommen," erwiderte sie, „ich bin in diesen Dingen überaus einfältig. Ich war immer die Verzweiflung meiner Lehrerinnen, und ich habe nur in den Handarbeitsstunden etwas geleistet."

Ich widersprach, aber Käthchen ließ sich nicht irremachen. „Verlassen Sie sich darauf, Vetter," erwiderte sie, „ich bin in Schulsachen geradezu dumm. Damit ist ja glücklicherweise noch nicht gesagt, daß man es auch im Leben ist."

„Aber es ist doch unmöglich, daß eine Hortensius keinen Schulverstand hat," sagte ich. Die Worte waren kaum ausgesprochen, als sie mir auch schon leid taten, aber es war zu spät. Käthchen errötete über und über. „Ich bin leider mehr meiner Mutter als meines Vaters Kind," sagte sie mit schmerzlich zuckenden Lippen. „Wäre es anders, so würde ich hoffen können, mir einmal meines Großvaters Liebe zu erwerben, so aber wird mir das, fürchte ich, nie gelingen. Ich kann es ihm ja auch nicht übelnehmen, daß er eine Hortensius nicht mag, die keine ist."

Ich wußte damals noch nicht, daß man eine Taktlosigkeit nur dadurch gutmachen kann, daß man sie ignoriert, und erging mich daher in einem ziemlich verworrenen Gerede. Käthchen hörte mir eine Weile ernsthaft zu, schließlich aber mußte irgendeine Redewendung sie heiter gestimmt haben, denn sie sagte, indem sie auf eine den Weg kreuzende Hasenspur wies, plötzlich in ganz verändertem Ton: „Vetter, erklären Sie mir doch, warum

eigentlich die Hasen den Haken schlagen", und wir plauderten nun ganz gemütlich, bis wir wieder am Flusse waren.

Ich wußte damals schon, wie Käthchen erzogen worden war. Sie hatte erst sehr spät angefangen zu lernen, erst als sie bereits zehn Jahre alt war. Ihr Großvater hatte damals eine junge Person von schlechter Herkunft ins Haus genommen, die nur ein sehr geringes Gehalt bekam und auch kein höheres verdiente. Käthchen, die diese Persönlichkeit nicht leiden konnte, war später in der Stadt zu einer unsympathischen Familie in Pension gegeben worden, um eine Schule zu besuchen, in welcher die Kinder von Subalternbeamten und Handwerkern eine höchst mangelhafte Bildung erhielten. Ich fragte sie einmal, ob sie nie eine Schulfreundin gehabt habe. „Nein," erwiderte sie, „die Mädchen waren mir alle gleich unausstehlich, und sie verhöhnten mich auch alle, weil ich nicht war wie sie."

So verging die erste Hälfte des Winters. Ich war so verliebt, wie ein Knabe das überhaupt sein kann, und ich zweifelte nicht daran, daß Käthchen schließlich mein Weib werden würde. Wer konnte sich denn auch in der Tat zwischen mich und sie stellen?

Diese Frage fand eine überraschende Lösung, als ich nach den Weihnachtsferien in die Pension zurückkehrte. Während wir nämlich in der Dämmerstunde die von mir mitgebrachten Pfefferkuchen verzehrten, erzählten mir meine Vettern, daß Herr Zierul, so hieß der bisherige Pächter von Ulmenhof, das Gut gegen eine hohe Abtragszahlung an einen Baron Helmersleben, einen jungen, bildschönen, ehemaligen Gardeleutnant, abgetreten habe. Der Baron war bereits im Pastorat gewesen und hatte auf meine Vettern einen großen Eindruck gemacht. Als ich die Frage

aufwarf, wo denn dieser „Baron" mit dem völlig unbekannten Namen herkomme, erhielt ich den Bescheid, er sei überhaupt nicht baltischer Abstammung. Sein Großvater — so hatte er beim Abendessen erzählt — sei vor den Freiheitskriegen in russische Kriegsdienste getreten, sein Vater russischer Staatsrat gewesen, die Familie aber stamme aus Thüringen, wo andere Zweige derselben noch auf den Stammgütern säßen.

Als ich die Neigung zu erkennen gab, den Fremdling bis auf weiteres für einen Schwindler zu halten, meinte einer meiner Vettern schließlich: „Weiß der Teufel, wie es mit dem ‚Baron' steht, ein pikfeiner Kerl ist er aber jedenfalls. Und er hat dir einen Hühnerhund — ich sage dir, solch ein Beest hat noch keiner von uns gesehen."

Ich war nicht der einzige, der sich dem Fremden gegenüber skeptisch verhielt, auch mein Onkel und meine Tante äußerten sich sehr mißtrauisch, und dieses Mißtrauen wurde auch in Mitau, wo der Baron sich vorläufig aufhielt, in weiten Kreisen geteilt. Der Leutnant a. D. hatte aber eine sehr radikale Methode, solche Zweifel zu verscheuchen. Als ihn ein einheimischer Edelmann, dem er sich als „Baron" hatte vorstellen lassen, mit „Herr Helmersleben" anredete, forderte er ihn heraus und zerschoß ihm den Hüftknochen. Bei diesem Anlasse produzierte er eine so tadellose Ahnentafel, daß auch der böswilligste Zweifel verstummen mußte. Im übrigen schien Herrn von Helmersleben nichts daran zu liegen, mit dem Adel des Landes Fühlung zu gewinnen, er verkehrte vielmehr ausschließlich mit einigen lebenslustigen, jungen Advokaten, deren Bekanntschaft er gemacht hatte, und betrieb im übrigen eifrig die Vorbereitungen für den Antritt von Ulmenhof, das er bereits öfters besuchte. Bei Gelegenheit eines dieser Besuche machte er auch seine Antrittsvisite in Inzau.

Ich war gerade beim alten Hortensius, und wir nahmen eben den Kaffee ein, als sich eine uns fremde Glocke vom Flusse her vernehmen ließ. Käthchen und ich erhoben uns unwillkürlich und traten ans Fenster. Da kam auch schon ein höchst eleganter Schlitten um die Ecke des Stalles, und der Herr, der ihn lenkte, hielt mit einer geschickten Schwenkung unmittelbar vor der Haustür. Aus den Nüstern der beiden prächtig geschirrten Fuchsstuten drangen Dampfwolken, eine schwere Bärendecke diente als Schutzleder des Schlittens, und hintenauf saß rittlings auf einem sonst in Kurland ganz unbekannten Gestell ein in Livree gekleideter Kutscher. Diesem Kutscher warf der Herr jetzt mit einer nachlässigen Handbewegung die Leinen zu. Er schwang sich dann leicht aus dem Schlitten und verschwand in der Haustür.

„Großvater," sagte Käthchen, „das ist der neue Ulmenhöfsche." Sie war über und über rot geworden und sprach mit beklommener Stimme.

Der Alte erhob sich. „Geben Sie mir Ihren Arm, Vetter," sagte er und schritt dann dem Gaste entgegen. Dieser stellte sich als Nachbar vor, warf seinen eleganten Pelzmantel ab und folgte uns mit dem Hut in der Hand — diese Sitte war damals noch ganz neu — ins Zimmer.

Der alte Hortensius hatte in seiner Art, wie ich schon sagte, etwas entschieden Vornehmes, er benahm sich daher auch jetzt, als ob so elegante Besucher in diesen Räumen etwas sehr Gewöhnliches wären. Er bat mich, Käthchen, die sich entfernt hatte, um noch eine Tasse und um frischen Kaffee zu ersuchen, und unterhielt sich dann unbefangen über die bei solchem Anlaß üblichen Themata.

Da ich infolge der freundschaftlichen Beziehungen meines seligen Vaters als Knabe viel in die Häuser des kurländischen Adels kam, so waren mir elegante Erschei-

nungen mit den Manieren der großen Welt schon mehrfach begegnet. Trotzdem imponierte mir der Baron in hohem Grade. Er war von höchst distinguiertem Äußeren, mit vollendeter Eleganz gekleidet und überaus anmutig in Sprache, Haltung und Bewegungen. Man zweifelte keinen Augenblick daran, daß dieser junge Mann sich bei Hofe genau so benehmen würde, wie hier auf dem groben Holzstuhl und vis-a-vis der abgesplitterten plumpen Kaffeetasse von Inzau. Ich betrachtete ihn mit dem vollen Hasse der Eifersucht, aber ich mußte mir sagen, daß ich nie einen schöneren Mann gesehen hatte und daß seine Schönheit nichts mit einem Modekupfer zu tun hatte. Der Baron hatte kurzgeschnittenes Haar, das in der Mitte gescheitelt war, eine edle, freie Stirn und klugblickende, blaue Augen. Seine Nase war kühn geschwungen, der Mund, den der keck zurückgestrichene Schnurrbart frei ließ, war klein, das Kinn stark entwickelt. Auffallend war die Schmalheit des Hinterkopfes, doch war auch das Gesicht schmal. Die Gestalt war groß und schlank, ohne dünn zu sein. Die ganze Erscheinung war das Bild eines schönen, edelgearteten jungen Mannes von großem, aber berechtigtem Selbstbewußtsein. Ich empfand einen nicht geringen Ärger, als ich gewahr wurde, daß Käthchen, die jetzt erschien, dem Gaste zu Ehren ihr Sonntagskleid angelegt hatte, und mein Verdruß steigerte sich noch, als ich sie heftig erröten sah, sobald er das Wort an sie richtete. Letzteres geschah übrigens nicht oft und stets ohne alle Ostentation. Der Baron wandte sich meist an Hortensius, richtete Fragen an ihn, die auf die Landwirtschaft Bezug hatten, und hörte dann den Antworten in der Haltung eines jungen Mannes zu, der sehr glücklich ist, von einem Meister des Faches Belehrung empfangen zu dürfen. Als er nach einer halben Stunde aufbrach, fragte er mich, ob

er mich nicht in seinem Schlitten nach Hause bringen könne. „Das Wetter ist so schön," sagte er, „daß ich ohnehin noch etwas spazierenfahren würde."

Ich hätte das Anerbieten gern ausgeschlagen, fand aber kein Mittel, es auf anständige Weise abzulehnen, und saß daher fünf Minuten später im Schlitten des Nebenbuhlers.

Ich hatte erwartet, daß er das Gespräch auf die Hortensius lenken würde, es war aber von ihnen mit keinem Worte die Rede, der Baron erkundigte sich vielmehr ausschließlich nach Jagd- und Fischereiverhältnissen, und zwar ohne alle Herablassung, wie ein Kamerad beim anderen. Unter diesen Umständen schmolz meine Absicht, höchst zurückhaltend zu sein, dahin wie Schnee in der Frühlingssonne, und ich erzählte mit aller Lebhaftigkeit, was ich wußte. Als wir das Pastorat erreicht hatten, forderte er mich auf, ihn doch künftig recht oft zu besuchen. Dann kehrte er nach Ulmenhof zurück, ich aber lauschte noch lange den Tönen der in der mittlerweile hereingebrochenen Dämmerung mehr und mehr verhallenden Glocke. Ich war im höchsten Grade verwirrt. Ich glaubte allen Grund zu haben, den Baron zu hassen, fühlte aber zugleich, wie eine lebhafte Zuneigung zu ihm in mir keimte. Noch peinigender war der Gedanke, daß ich nie ein Paar Menschen gesehen hatte, die dem äußeren Anschein nach besser zueinander paßten als der Baron und Käthchen. Ich suchte mir diesen Gedanken auf jede Weise aus dem Sinn zu schlagen, aber er kam immer wieder und verfolgte mich bis in den Traum.

Ich konnte es nicht erwarten, zu erfahren, wie der Gast den Hortensius gefallen hatte, der nächste Nachmittag fand mich daher wieder in Inzau. Als ich die Rede auf den Baron brachte, meinte der alte Herr anfangs nur,

derselbe habe die Manieren der großen Welt, und solche Personen lerne man erst wirklich kennen, wenn man nicht nur einen, sondern mindestens zwei Scheffel Salz mit ihnen verzehrt habe. Nachher kam er noch einmal auf den Baron zurück und fragte mich, ob ich bemerkt habe, daß sein Hinterkopf sehr schmal sei. „Man findet das oft bei Edelleuten aus alter Familie,“ sagte er. „Es haben eben viele Generationen nicht nötig gehabt, ihr Gehirn anzustrengen, es hat sich daher auch nicht erblich entwickelt und hat keinen Platz nötig.“

Ich benutzte einen Augenblick, in dem uns der alte Herr allein gelassen hatte, und fragte Käthchen, wie der Baron ihr gefallen habe. „Ganz gut,“ erwiderte sie kühl, errötete aber über und über.

Ich suchte sie durch die Bemerkung, daß der Baron mir gar nicht gefallen habe und daß ich sein Benehmen geziert fände, zu einer Äußerung zu veranlassen, aber sie schwieg hartnäckig.

Als ich aufbrach, erwartete ich, daß Käthchen mir wie gewöhnlich das Geleit bis an die Haustür geben würde, aber das geschah heute nicht. Ich ging ganz verwirrt nach Hause. War es möglich, daß sie mir meine Äußerung über den Baron übelgenommen hatte? Ich fragte sie bei meinem nächsten Besuche in Inzau danach und erhielt die unwillige Antwort: „Sie sind nicht recht gescheit, Vetter“; ich konnte mich aber nicht über die Tatsache täuschen, daß sie weniger zutunlich gegen mich war und daß Szenen, in welchen sie wie ein ausgelassenes Kind mit mir spielte, nicht mehr vorkamen.

Unter diesen Umständen loderte mein Groll gegen den Baron wieder hell auf, und ich nahm mir fest vor, von seiner Aufforderung, ihn zu besuchen, keinen Gebrauch zu machen. Als er aber etwa acht Tage, nachdem er nach

Ulmenhof übergesiedelt war, eines Nachmittags ins Pastorat kam, geriet ich wieder in jenen inneren Zwiespalt, den das erste Zusammensein mit ihm angefacht hatte. Trotzdem hielt ich mich wacker, bis er mir eines Tages am Flusse begegnete und mich kurzerhand mit nach Hause nahm.

Das Wohnhaus von Ulmenhof war während vierundzwanzig Jahren von einem Bauern bewohnt worden, der in den Zimmern auch einen Teil seiner Knechte untergebracht hatte; man kann sich daher denken, in welchem Zustande der Baron es überkommen hatte. Trotzdem war es dem letzteren gelungen, es binnen ein paar Wochen in ein erträgliches Heim zu verwandeln. Decken und Wände waren tapeziert, die Fußböden gestrichen worden, Bilder, hübsche Möbel und große Teppiche verliehen den weiten, an sich so ungemütlichen Räumen einen Anstrich von Behaglichkeit, ja selbst von Komfort — wenigstens in den Augen eines kurischen Knaben jener Tage.

Ein Diener in Livree nahm dem Baron die Flinte ab — als ich ihm begegnete, kehrte er von einem Pirschgang auf Enten heim —, wir gingen durch ein paar Zimmer und betraten schließlich das Schreibzimmer des Barons. Neben dem riesigen Schreibtisch aus amerikanischer Eschenmaser befand sich eine Couchette, und von dieser erhob sich bei unserem Eintritt ein Herr, den der Baron als „mein Freund, Herr von Ogiello" vorstellte. Es war ein kurzer, dicker Mann mit einem ungewöhnlich großen Kopfe. Das blonde Haar war über den Kamm geschoren, und ein Paar kleine Äuglein hoben sich fast allein von dem vollen schwammigen Ganzen ab, welches das Gesicht des Herrn von Ogiello vorstellte. Er trug einen persischen Schlafrock, hatte ein Nachthemd mit einem bunt gestickten Kragen an und braunlederne Juchtenstiefel.

„Nun, hast du etwas geschossen?“ fragte er in gebrochenem Deutsch.

„Nein. Man kann hier durchaus nicht zum Schuß kommen, weil keine Möglichkeit vorhanden ist, sich genügende Deckung zu schaffen.“

„Das ist recht. Ich verstehe, daß ein Koch oder ein Gourmand oder ein Wildhändler sich für Enten interessiert, aber ich begreife nicht, wie ein Mann wie du Freude daran finden kann, solche unschuldige Tiere umzubringen.“

Der Baron lachte. „Das ist sehr schade,“ sagte er. „Es würde dir sehr gut tun, wenn du täglich ein paar Stunden hinter den Enten oder hinter den Hühnern her wärst.“

Der Baron forderte mich nun auf, seine Waffensammlung in Augenschein zu nehmen. Er zeigte mir die einzelnen Stücke und erzählte mir, wie er in den Besitz derselben gelangt sei.

Am interessantesten war eine alte russische Rüstung. Der Baron erklärte mir die einzelnen Teile und zeigte mir dann ein paar Zeichnungen, welche die Rüstung auf dem Leibe eines Bojaren in Front-, Rücken- und Seitenansicht zeigten. Der Baron hatte sie selbst entworfen, und es schien mir, als ob nur ein Künstler diese Zeichnungen hätte zu Papier bringen können. Ich äußerte das, und er legte mir nun eine Mappe vor, die mit von ihm angefertigten Zeichnungen angefüllt war. „Ich habe drei Passionen,“ sagte er, „Zeichnen, Pferdehandel — ich werde nämlich der Pferde entsetzlich schnell überdrüssig — und Jagd.“

Ich hatte, während wir so plauderten, immer die Erwartung, er werde jetzt von den Hortensius anfangen, denn ich war überzeugt, daß nur meine Verwandtschaft mit diesen den Baron veranlassen konnte, mich so zu sich

heranzuziehen, aber sie wurden mit keinem Worte erwähnt.

Wir begaben uns nun in das Speisezimmer und nahmen zugleich mit Herrn von Ogiello den Tee ein.

„Ich habe meinem jungen Freunde meine Zeichnungen gezeigt,“ sagte der Baron. „Mein Zeichnen und meine Pferdeliebhaberei werden in den nächsten Jahren voraussichtlich wohl meine einzigen Vergnügungen sein.“

Herr von Ogiello blies ein paar gewaltige Rauchwolken in die Luft, stellte seine lange türkische Pfeife zur Seite und lachte vor sich hin. „Machen Sie sich nur darauf gefaßt,“ sagte er, „daß es hier bald aussehen wird wie in einer Judenschule. Sobald alle die Moses und Schlaumes erst erfahren haben, was für ein Pferdejockel hier eingezogen ist, werden sie hier einwandern wie ins gelobte Land.“

Nachdem wir den Tee getrunken hatten, empfahl ich mich.

„Kommen Sie doch recht bald wieder,“ sagte der Baron und schüttelte mir herzlich die Hand.

Ich war auf dem Heimwege nicht wenig verwirrt. So jung und unerfahren ich auch war, so wollte es mir doch durchaus nicht in den Sinn, daß der Baron ohne jeden Hintergedanken darauf versessen sein sollte, mit mir zu verkehren. Es lag ja nahe, anzunehmen, daß er durch mich Näheres über die Bewohner von Inzau erfahren wollte, dazu stimmte es nun aber gar nicht, daß er die Nachbarn im Verkehr mit mir durchaus ignorierte. Was konnte er indessen sonst von mir wollen? Ich nahm mir vor, den Baron jedenfalls in Inzau mit keiner Silbe zu erwähnen und abzuwarten, ob Käthchen sich nach ihm erkundigen würde.

Ich hätte nicht vierzehn Jahre alt sein dürfen, wenn ich diese Absicht auch hätte ausführen sollen. Nachdem am Mittwoch des Barons nicht erwähnt worden war,

fing ich am Sonnabend selbst von ihm an. Ich fühlte, daß ich töricht handelte, als ich das tat, aber ich konnte nicht anders, und ich redete mir nun ein, es müsse auf Käthchen einen günstigen Eindruck machen, wenn ich anerkennend von dem Baron sprach. Ich redete mich selbst immer mehr in Feuer und entwarf schließlich ein begeistertes Bild von dem Fremdling. Der alte Hortensius hörte mir mit einem gewissen Interesse zu und tat ein paar Fragen. Käthchen blickte von ihrer Arbeit nicht auf, sie begleitete mich aber heute wieder bis an die Tür und entließ mich mit einem warmen Händedruck. Dieser Umstand bewirkte, daß ich jetzt Inzau ebenso verwirrt verließ wie vorher Ulmenhof, denn es war das undankbarste Geschäft von der Welt, die Zufriedenheit der Angebeteten durch das Lob des Nebenbuhlers zu erkaufen.

Zu Hause erwartete mich eine höchst fatale Überraschung. Ich hatte den Vettern gegenüber mit meinem Besuche bei dem Baron renommiert, und durch sie hatten mein Onkel und meine Tante von ihm erfahren. Der erstere rief mich jetzt in sein Zimmer, ließ sich erst von mir ausführlich erzählen, wie ich es in Ulmenhof gefunden hatte, und verbot mir dann sehr energisch ein- für allemal die Fortsetzung dieser Besuche. „Der Baron und sein Freund," sagte er, „sind jedenfalls kein Umgang für einen Knaben in deinem Alter. Ich weiß nicht, was den ersteren veranlassen kann, dir eine so ungewöhnliche Zuneigung zu bezeigen, ich wünsche aber nicht, daß du von ihr Gebrauch machst. Die Herren sind uns so gut wie ganz fremd, ich kann daher nicht dulden, daß du bei ihnen ein- und ausgehst. Du wirst übrigens dem Baron gegenüber nicht in Verlegenheit geraten, denn ich werde ihm bei der nächsten Gelegenheit selbst sagen, daß ich dir verboten habe, ihn ferner zu belästigen."

Dieses Verbot bewirkte, daß der Verkehr mit dem Baron, an den ich bisher selbst mit einem gewissen Zögern gegangen war, mir jetzt wie ein hohes Gut erschien. Ich ließ alles Mißtrauen fahren, sah in dem Verlangen meines Onkels nur das Erzeugnis eines maßlosen Fremdenhasses und war sehr geneigt, dem Baron eine schrankenlose Bewunderung zu zollen. Man kann sich denken, mit welcher Spannung ich Aufklärung darüber erwartete, wie der Baron das Verbot meines Onkels aufnehmen würde.

Er benahm sich erstaunlich korrekt. Als er mir zufällig auf der Wiese begegnete, eilte er auf mich zu und schüttelte mir herzlich die Hand. „Mein lieber junger Freund," rief er, „Ihr Herr Onkel findet leider, daß wir älteren Junggesellen kein Umgang für Sie wären. Ich bedaure das, aber wir müssen gehorchen. Nun, wir sehen uns ja hin und wieder im Pastorat oder in Inzau." Er sah mich freundlich an, schüttelte mir die Hand und ging davon.

Sein Verfahren hatte mich vollständig bezaubert, und ich war entschlossen, meine vermeintlichen Rechte an Käthchen auf dem Altar der Freundschaft zu opfern — wenn er es verlangte. Aber verlangte er es denn?

Es wurde mir schwer gemacht, das zu ermitteln. Es mochte wohl die Entdeckung meines Verkehrs in Ulmenhof sein, die meinen Onkel veranlaßte, mich in etwas strengere Zucht zu nehmen, er erklärte mir jedenfalls eines Tages, daß ich künftig nur noch am Sonnabend nach Inzau dürfe. Er motivierte dieses Verbot mit einem Hinweis auf unser neuerdings erhöhtes Arbeitspensum, ich ließ mich aber natürlich nicht täuschen.

Nun vergingen eine Anzahl Sonnabende, ohne daß ich den Baron wiedersah. Auch vermied er es sichtlich, in Feld und Flur mit mir zusammenzutreffen, ein Verfahren, das mich ebensosehr mit Bewunderung vor seiner

Diskretion erfüllte, wie es mich schmerzte. Im übrigen war es zweifellos, daß er jetzt viel in Inzau verkehrte. Der alte Hortensius sprach oft und immer mit unerhörter Anerkennung von ihm, nannte ihn einen „Mann von Welt" und betonte, wie vorteilhaft er sich in jeder Weise von den einheimischen Edelleuten unterscheide. Käthchen wich jedem Gespräch über ihn aus, errötete aber, sobald sein Name genannt wurde. Diese Wahrnehmung erfüllte mich mit einem dumpfen Schmerze, aber ich sagte mir, daß es nicht demütigend sei, von einem solchen Nebenbuhler besiegt zu werden.

Wenn ich übrigens noch nicht gewußt hätte, wie es in Käthchens Herzen aussah, so mußte mir volle Gewißheit werden, als sie mich eines Abends über und über errötend bat, ihr eine Weltgeschichte zu bringen. Ich fragte sie nicht weiter, was sie damit wolle, und sie dankte mir dafür durch einen herzlichen Händedruck.

Da ich das Verbot meines Onkels nicht wohl übertreten konnte, so verabredeten wir, daß ich ihr das Buch am nächsten Tage an die Grenze der Inzauschen Felder bringen würde. Hier nämlich befand sich, nahe am Flußufer, eine verlassene, sehr geräumige Kiesgrube, und in ihr wollte Käthchen mich erwarten.

An diesem Ort erschien ich also am nächsten Nachmittag mit der dreibändigen Weltgeschichte für höhere Töchterschulen von Nösselt — ich hatte sie zu Weihnachten geschenkt bekommen — und übergab sie Käthchen. Außerdem brachte ich ihr einen kurzen Leitfaden und riet ihr, sich die unentbehrlichen Daten nach diesem einzuprägen. Käthchen dankte mir herzlich, aber ich merkte bald, daß sie noch etwas auf dem Herzen hatte. Endlich kam es heraus. „Liebster Vetter," stammelte sie in reizender Verlegenheit, „würden Sie wohl — aber nein, ich kann Sie nicht darum angehen —"

„Aber ich bitte Sie, Cousine — es gibt nichts, was ich nicht gern für Sie täte.“

„Würden Sie wohl von Zeit zu Zeit hierherkommen und mich überhören?“

Ich sagte mit Freuden zu, und seitdem wiederholten sich diese seltsamen Stelldichein, anfangs ein paarmal in der Woche, schließlich täglich. Sobald der alte Herr sich zum Mittagsschlaf zurückgezogen hatte, eilte Käthchen am Flusse entlang der Grube zu. Gleichzeitig setzte ich über das Wasser und kam von der anderen Seite.

Während der ersten Wochen bildete die Grube selbst unser Schullokal, sobald aber das Korn ringsum hoch genug war, um uns zu verbergen, nahmen wir an ihrem Rande Platz. Käthchen hatte ein ganz unglaublich schlechtes Gedächtnis. Auch wenn sie noch so überzeugt war, über die Daten des peloponnesischen Krieges frei zu verfügen, erwies es sich beim Examen, daß sie die Exkursion nach Syrakus in das Jahr der Schlacht bei Ägospotamos verlegte oder ähnliche Versehen beging. Dann nahm sie ihren Leitfaden wieder vor und wiederholte, den Oberkörper hin- und herwiegend, die leidigen Daten.

Wie lebhaft stehen jene wunderbaren Stunden noch vor meinem Gedächtnis! Rings um uns wogen in sanften Wellen die Kornhalme, und leichtes Gewölk wandert am blauen Himmel langsam über uns hin. Kein anderer Ton dringt in unsere Einsamkeit als das Singen der Lerchen und das Summen der Bienen und Hummeln, die um die Feldblumen am Raine fliegen. Ich habe mich lang ausgestreckt und blicke zu Käthchen hinüber, die ein paar Schritte von mir auf dem Grase sitzt, an einem Grashalme kaut und auf Tod und Leben lernt. „Jetzt weiß ich es aber,“ ruft sie endlich. Das Kreuzverhör beginnt wieder, und diesmal wird sie wirklich allen Fragen gerecht.

Es kam Käthchen sehr zustatten, daß ich mir den Baron zum Muster nahm und mich bemühte, so diskret zu sein wie er. Diesem Umstande verdankte sie es, daß ich nie von ihm anfing, so schwer es mir auch wurde. Es wurde mir aber doppelt schwer, weil ich mich mittlerweile selbst in ihn verliebt hatte. Ich traf ihn jetzt an jedem Sonnabend in Inzau. Er trat ganz offen als Bewerber um Käthchens Hand auf, freilich in seiner gewandten, diskreten Art. Dieser Art konnte ich es auch allein zuschreiben, daß er nicht schon längst um Käthchen angehalten hatte, denn daß er ihren Großvater ebenso bezaubert hatte wie sie und mich, mußte er wissen. Daß er nun trotzdem dem Verhältnisse Zeit ließ, sich naturgemäß zu entwickeln, erfüllte mich mit immer neuer Bewunderung.

Der Zauber, den der Baron ausübte, wirkte übrigens nicht auf alle, die mit ihm zu tun hatten. Mein Onkel und meine Tante hielten zäh an ihrer Abneigung gegen ihn fest. Als ein Bruder des ersteren im Laufe des Sommers uns besuchte und sich bei Tisch unter anderem auch nach dem Baron erkundigte, erhielt er den folgenden Bescheid: „Ich werde aus dem Manne nicht klug, lieber Bruder. Er hat sehr einnehmende Manieren, ist ungewöhnlich gebildet und offenbar sehr reich, auch kann ich persönlich ihm nichts vorwerfen. Trotzdem traue ich ihm nicht. Wäre er wirklich ein Baron aus guter, alter Familie, so würde er doch mit dem Adel verkehren; statt dessen gehen bei ihm, nach Aussage der Leute, zahlreiche fremde und unbekannte Personen aus und ein. Außer einem gewissen Herrn Ogiello, der gleich anfangs nach Ulmenhof zog, lebt dort seit Monaten auch noch ein gewisser Herr Sandmann, angeblich ein Zeichenlehrer. Außerdem geht es in Ulmenhof zu wie auf einem litauischen Roßmarkt, es vergeht fast kein Tag, an dem man nicht einen Pferde=

juden nach Ulmenhof fahren sieht. Nun wirst du mir zugeben, daß die ganze Geschichte etwas durchaus Rätselhaftes hat. Ein offenbar sehr reicher, ungewöhnlich gebildeter, junger Edelmann pointiert sich darauf, Ulmenhof zu pachten, während er doch offenbar in der Lage wäre, sich jederzeit ein Gut zu kaufen und in einer Gegend zu leben, in welcher er standesgemäße Nachbarschaft hätte. Er umgibt sich ferner mit durchaus zweifelhaften Existenzen und macht aus seinem Hofe einen Roßmarkt. Man sollte doch meinen, daß ein Mann in seinen Verhältnissen eher nach Petersburg oder meinetwegen nach Paris gehöre als nach Ulmenhof."

„Nicht minder rätselhaft ist es," nahm meine Tante jetzt das Wort, „daß er, wie es scheint, im Begriff ist, um die Hand der Enkelin des alten Hortensius zu werben."

„Nun, liebe Schwägerin, die Hortensius sind eine gute, alte Familie, deren Blut in deinen wie in unseren Adern fließt."

„Das mag sein," war die Antwort, „aber das junge Mädchen ist immerhin keinesfalls eine Partie für einen fremden Baron, der doch suchen muß, im Lande einheimisch zu werden."

„Liebste Frau," meinte mein Onkel, „in diesem Falle scheint mir das Risiko ganz auf seiten der Hortensius zu sein. Leider läßt sich aber der alte Mann durch seinen Hochmut so verblenden, daß er, wie ich fürchte, seine Enkelin wirklich dem landfremden Manne geben wird."

Damit hob mein Onkel die Tafel auf und befreite mich von der Gefahr, aus verhaltenem Zorn über diese Lästerung meines Ideals ersticken zu müssen.

Die Sommerferien, die sonst bei uns von Ende Juni bis Anfang August währten, waren in diesem Jahre aus Rücksicht auf unseren Kandidaten, der in Dorpat ei[n]

Examen machen sollte, um vier Wochen verschoben worden, standen nun aber unmittelbar vor der Tür. Am Montag sollte ich aufbrechen, für heute, für Freitag, hatten Käthchen und ich eine Generalwiederholung verabredet. Der Tag war unerträglich heiß und Käthchen ganz aufgelöst, als sie unser Versteck erreichte. Lag es nun an ihrer Ermüdung oder war ihr Gedächtnis wirklich nicht imstande, Namen und Zahlen dauernd zu behalten — genug, die Repetition fiel jammervoll aus. Käthchen war auf das tiefste betrübt. „Es ist doch entsetzlich, wenn man so dumm ist!" rief sie aus.

„Aber liebste Cousine," meinte ich, „es liegt doch im Grunde wenig genug daran, ob Sie diese Daten kennen oder nicht!"

Das junge Mädchen fuhr sich mit dem Taschentuche über die Augen und blickte mich dann mit einem verwunderten Ausdrucke an. „Ich muß diese Namen und Zahlen doch einmal behalten," sagte sie, „wie soll ich da nicht unglücklich sein, wenn ich sie immer wieder vergesse?"

„Aber warum müssen Sie das?"

„Warum?" stotterte Käthchen, „warum? Nun, weil diese Kenntnisse eben zur Bildung gehören. Und ich werde sie mir schon aneignen," fuhr sie fort, „und wenn es noch so lange währen sollte. Denken Sie an mein Wort, Vetter — wenn Sie nach den Ferien zurückkommen, kenne ich jeden Namen, jede Zahl."

Damit erhob sie sich, um den Heimweg anzutreten. „Kommen Sie morgen noch zu uns?" fragte sie.

Ich bejahte die Frage, und wir schieden.

Als ich am folgenden Nachmittag nach Inzau ging, zog ein Gewitter herauf, und ich mußte eilen, das Gut noch vor seinem Ausbruche zu erreichen. Als ich nun schnell durch das Gartenpförtchen schritt, blieb ich wie

angewurzelt stehen, denn auf der Veranda saßen eng umschlungen — Käthchen und der Baron. Als sie mich gewahr wurden, lief Käthchen auf mich zu. „Vetter,“ rief sie, „ich bin Braut!“ Damit ergriff sie meinen Arm, und wir eilten gemeinsam dem Baron entgegen. „Vetter,“ rief sie wieder, als wir ihn an der Treppe der Veranda erreichten, „Vetter, er will mich dummes, ungebildetes Mädchen wirklich zu seiner Frau machen!“ Und damit beugte sie sich, ehe er es verhindern konnte, auf die Hand des Barons herab und küßte sie.

„Käthchen,“ rief dieser erschreckt, „nicht doch — laß doch — was tust du?“

„Ich gelobe, dir zu leben bis zum letzten Atemzuge.“

Ein Windstoß stürzte jäh in den Hof, ein langer Blitzstrahl fuhr hernieder, und das Krachen des Donners ließ den Boden unter unseren Füßen erbeben.

Der Baron war auffallend fassungslos. Er war kreidebleich geworden, und seine Augen blickten für ein paar Sekunden wirr ins Weite. Dann fuhr er mit der Rechten über die Stirn.

„Was hast du?“ fragte Käthchen zärtlich, indem sie ihre Arme um seinen Hals schlang.

„Es ist nichts,“ war die Antwort. „Du mußt nicht solche Szenen machen, Käthchen. Was soll der Vetter von uns denken?“

Käthchen schüttelte den Kopf. „Niemand weiß besser als er, wie dumm und ungebildet ich bin,“ erwiderte sie.

„Das nicht,“ rief der Baron, „aber ich will gern glauben, daß außer mir niemand so gut wie er weiß, was für ein liebes, holdes Mädchen du bist.“

Ich brachte nun meine Glückwünsche an und erfuhr, daß das Paar sich am Vormittag verlobt hatte. „Und,

was das beste ist, in sechs Wochen ist Hochzeit!" schloß der Baron.

In diesem Augenblick fuhr wieder ein Windstoß auf den Hof, raste über ihn hin und überschüttete uns mit Staub und Strohhalmen. Wir flüchteten uns ins Haus, und ich gratulierte auch dem alten Herrn. Er empfing meine Glückwünsche mit einer gewissen verdrießlichen Würde, wie jemand, der der Partie zwar keine Hindernisse in den Weg legen will, sich aber auch nicht eben über sie freut. „Der Baron glaubt, mit Käthe glücklich werden zu können," sagte er.

„Allerdings," versetzte der Baron nicht ohne Schärfe.

Käthchen deckte jetzt den Kaffeetisch, ging und kam. Der alte Hortensius prahlte unterdessen ein wenig mit seinen fünf akademisch gebildeten Ahnherren, offenbar, um dem Baron anzudeuten, daß, wer eine Hortensius heirate, unter keinen Umständen eine Mesalliance schließen könne. Der Baron hörte schweigend zu und blickte hinaus auf den Hof, auf dem jetzt der Regen in Strömen niederging. Es fiel mir auf, daß er sehr bleich war. Als nach einiger Zeit in dem Vortrage des alten Herrn eine Pause eintrat, stand der Baron auf und ging hinaus, vermutlich zu Käthchen in die Küche.

„Wenn Käthchen einen gebildeten Mann aus guter Familie heiraten wollte," sagte Hortensius halblaut, indem er sich zu mir herüberbeugte, „so würde ich ihn bedauern, denn es leuchtet ein, daß eine solche Frau keine klugen Kinder gebären kann, aber für einen Edelmann ist sie immerhin klug genug."

„Sie unterschätzen Käthchen," erwiderte ich unwillig.

Das Brautpaar kehrte zu uns zurück, aber Käthchen brachte statt des erwarteten Kaffees ein Servierbrett mit Champagnergläsern, und der Baron trug eine Flasche.

Wir stießen auf das Wohl des Brautpaares an, und der Baron wurde allmählich beredt. Er trank hastig ein Glas nach dem anderen, und als die erste Flasche geleert war, holte er eine andere aus dem Nebenzimmer. Als wir auch mit dieser fertig waren — Flaschen wie Gläser stammten natürlich aus Ulmenhof —, folgte die dritte.

Hortensius trank fast ebenso schnell wie der Baron. Es mochte manches Jahr vergangen sein, seit er zum letztenmal Champagner vor sich perlen sah, und er schlürfte ihn jetzt mit einer gewissen Gier. Käthchen, die den berühmten Wein noch nie gesehen hatte, nippte anfangs nur an ihm, fand aber, daß er sehr wohlschmeckend sei, und leerte nun auch einige Gläser. Sie beteiligte sich nicht an dem Gespräche, aber aus ihren leuchtenden Augen, den geröteten Wangen und den halbgeöffneten Lippen sprach ein sie ganz erfüllendes Glück.

Hortensius und der Baron führten fast allein das Wort. Es war von allem möglichen die Rede, vom Krimkriege, von Reichs- und Landespolitik, vor allem von Napoleon III. Käthchen hielt mit beiden Händen die Rechte ihres Bräutigams, und ihre Augen lasen ihm die Worte von den Lippen.

Nach einiger Zeit wurde der alte Herr einigemal recht ausfallend. Der Baron blickte ihn verwundert an, biß sich aber auf die Lippen und schwieg. Er nahm es auch hin, als Hortensius sehr deutlich andeutete, daß eben nur solche Personen einen so eminent klugen Mann wie Napoleon III. nach Gebühr schätzen könnten, die selbst klug wären. Mit dem, was man so in der Gesellschaft „Verstand" nenne, ließe sich in solchem Falle allerdings nichts anfangen.

Das Gesicht des alten Herrn wurde jetzt allmählich dunkelrot. „Napoleon," sagte er mit einer Stimme, die

lang, als ob er ohne Zunge spräche, „Napoleon wird mit em europäischen Junkertum aufräumen und wird einen ieuen Adel gründen, einen Adel aus den Kreisen der Inelligenz. An die Stelle der anmaßenden Enkel roher Raubritter werden die gebildeten Enkel von wahrhaft erdienten Männern treten. Das ist der Grund, warum hn der Unverstand aller Länder haßt."

„Mein liebes Käthchen," sagte der Baron, indem er ich erhob, „du wirst es nicht übelnehmen, wenn ich jetzt ufbreche, allein Herr Sandmann, mein Zeichenlehrer, st krank, und ich muß Ogiello in der Pflege ablösen. Nicht vahr, lieber Großpapa, auch Sie zürnen mir unter diesen Umständen nicht, wenn ich Sie verlasse?"

Er reichte dem Alten die Rechte hin, aber dieser behielt eide Hände in den Hosentaschen. „Wer nicht einsieht, aß Napoleon ebenso die Prinzipien der Gegenwart verritt wie repräsentiert," sagte er dumpf, „beweist damit, aß er die Zeichen der Zeit nicht versteht."

Der Baron zuckte die Achseln. „Gehen wir?" fragte r, zu mir gewandt.

Wir brachen auf. Käthchen wollte uns bis an den Fluß geleiten, aber der Baron duldete es nicht. „Du arfst den alten Herrn jetzt nicht allein lassen," sagte er.

Käthchen umarmte ihn. „O wie bist du gut," rief ie. „Ist es möglich, daß man so glücklich sein kann wie ch!"

„Mein teures Käthchen," versetzte der Baron, „ich vünschte, ich wäre so gut, wie du glaubst."

Das Gewitter war vorüber, aber am Himmel trieb in heftiger Wind noch schwere Wolken vor sich her, und nur für einen Augenblick war der Mond von Zeit zu Zeit ichtbar. So eben jetzt, und ich sah bei seinem Scheine, aß der Baron wieder so bleich war wie vorhin. Es war

empfindlich kalt geworden, und wir zitterten in unseren leichten Sommerkleidern vor Kälte, als wir durch den Garten zum Ufer hinabgingen. „Sie sind sehr nachsichtig gegen den alten Herrn," bemerkte ich.

Der Baron blieb stehen. „Ich wünschte, er wäre nicht Käthchens Großvater," erwiderte er, „aber da er es einmal ist, so bleibt mir nichts übrig, als mich zu freuen, daß ein Mann, von dem fünf Vorfahren studierten, weil sie nicht verhungern wollten, wenigstens einwilligt, daß seine Enkelin einen Edelmann von vierundsechzig Ahnen heiratet. Indessen — ich würde Käthchen ganz andere Opfer bringen, als sie das törichte Benehmen des alten Mannes von mir verlangt."

Er blieb noch ein paar Augenblicke stehen. Es war, als ob er mir etwas sagen wollte, es kam aber nichts meh über seine Lippen, und wir gingen weiter.

Als wir am anderen Ufer landeten, stand ein in einen weiten Mantel gehüllter Mann am Wasser, als ob er au uns warte. „Guten Abend, Sandmann," sagte der Baron indem er aus dem Boote sprang. „Mein Zeichenlehrer," fügte er, zu mir gewandt, hinzu. Es gab eben wiede etwas Mondschein, und ich sah eine Brille glitzern un ein langes, schmales, bartloses Gesicht.

Guten Abend von hüben und guten Abend von drüben und wir gingen auseinander.

Ich mußte, während ich auf der Höhe des Flußufer hinschritt, immer wieder an den Baron denken. Er wa heute so seltsam gewesen. Ich hatte den Eindruck emp fangen, als ob er irgend ein leidenschaftliches Gefühl mi Anstrengung aller seiner Kräfte unterdrückte. Und da am Abend seiner Verlobung mit Käthchen!

Die empfangenen Eindrücke und vielleicht auch de Wein hatten mich überhaupt nervös gemacht. Obgleic

ich daran gewöhnt war, im Dunkeln im Freien zu sein, empfand ich heute ein lebhaftes Angstgefühl, und ich fühlte mein Herz heftig schlagen. Jetzt hörte mein durch die gegenstandslose Furcht geschärftes Ohr Steine den Uferhang herabrollen. Ich blieb stehen und lauschte. Kein Zweifel, es kam mir jemand entgegen. Wie töricht — beruhigte ich mich — darüber zu erschrecken! Es war jemand aus Ulmenhof, der im Kirchenkruge gewesen war und nun heimkehrte. Ich ging weiter und sah gleich darauf die Gestalt eines Mannes vor mir auftauchen. Als ich sie erreicht hatte, blieb der Mann stehen. „Guten Abend,“ sagte er. „Kommen Sie vielleicht aus Ulmenhof?“

Der Mann war, soviel ich in der Dunkelheit erkennen konnte, wie ein Bauer gekleidet, aber seine Sprache klang nicht wie die eines solchen. Er sprach das, was die Bauern „Herren-Lettisch“ nennen.

Mein Herz schlug wieder so heftig, daß ich kaum antworten konnte. „Ja,“ brachte ich endlich hervor, aber mein eigenes Wort klang mir, als ob ein anderer es ausgesprochen hätte.

„Können Sie mir vielleicht sagen, ob der Baron zu Hause ist?“ fragte der Unbekannte weiter.

„Ja,“ erwiderte ich wieder. Ich strengte meine Augen auf das äußerste an und glaubte zu erkennen, daß der Mann vor mir einen großen Schnurrbart trug. Das war sehr auffallend, denn ein solcher kam damals beim Landvolke kaum je vor.

„Sie sind wohl ein Jungherr aus dem Pastorat?“ hieß es weiter.

„Ja,“ erwiderte ich widerwillig. Ich bebte am ganzen Leibe, halb vor Kälte, halb vor innerer Aufregung.

„Können Sie mir wohl sagen,“ fragte der Fremde

weiter, „ob es zwischen Ulmenhof und Inzau eine Furt gibt, die jemand, der nicht zu schwimmen versteht, durchwaten kann? Ich muß später wieder über den Fluß und möchte nicht wieder bis zur Fähre bei der Kirche zurück."

Die Frage bewies mir, daß der Mann hier ganz fremd war, und dieser Umstand wirkte auf mich ungemein beruhigend. Wer Übles plante, konnte nicht so ganz unorientiert sein.

„Zwischen den Höfen gibt es keine Furt," erwiderte ich, „wohl aber unterhalb und oberhalb derselben. Übrigens bedarf es einer solchen nicht. Wenn Sie hart am Ufer entlang gehen, finden Sie bald ein Boot. Jedenfalls werden Sie ein solches von Ulmenhof aus benutzen können."

„Ich danke Ihnen."

Damit trennten wir uns, und ich setzte meinen Weg ganz beruhigt fort. Ich mußte nun selbst über meine Furcht lächeln, die mir einen harmlosen Wanderer so bedenklich hatte erscheinen lassen. Der mochte ein ehemaliger Soldat sein, der in Ulmenhof eine Anstellung suchte.

Ich hatte das Pastorat schon fast erreicht und war eben im Begriff, das Ufer zu verlassen, als der Mond wieder zum Vorschein kam. Bei seinem Scheine hatte ich einen sehr ungewohnten Anblick, ich gewahrte nämlich ein ziemlich großes Boot, das stromaufwärts ging. Da der Fluß in dieser Jahreszeit auch für Boote nicht schiffbar ist und der Verkehr von Ufer zu Ufer nur durch Kähne betrieben wird, hatte dieses zu Berg gehende Boot etwas sehr Auffallendes. Soviel ich sehen konnte, saßen vier oder sechs Männer in demselben, während zwei andere, die vorn respektive hinten standen, es mit den ortsüblichen Stangen stromaufwärts stießen. Diese beiden kannten offenbar das Flußbett ganz genau, denn sie verfolgten

iit großer Sicherheit die sich vielfach hin und her windende
lutrinne. Da ich selbst damals zwischen Annenburg und
rafenthal als Lotse hätte fungieren können, so wußte
h, daß nur Einheimische sie finden konnten, andrerseits
ber widersprach es allen Gewohnheiten dieser, sich bei
lchem Wasserstande und noch dazu bei solchem Wetter
nes Bootes zu bedienen, um stromauf zu fahren. Man
am eben zu Fuß unvergleichlich rascher vorwärts.

Ich blickte dem Fahrzeug nach, bis eine Wolke Mond
nd Boot wieder verhüllte. Ich verspürte eine Regung
1 mir, das geheimnisvolle Boot und den Fremdling von
orhin in einen gewissen Zusammenhang zu bringen, ver-
oarf den Gedanken aber bald wieder und eilte nach Hause.
Dort lag ich noch eine Weile in halbwachem Zustande im
Bette und erlebte dann im Traume, daß der Fremde, die
Insassen des Bootes und der Zeichenlehrer gemeinsam
iber den Baron herfielen, wurde darüber wieder wach,
rank ein Glas Wasser und verfiel in tiefen Schlaf.

Ich wurde davon wach, daß jemand meinen Namen
ief und mich heftig rüttelte. Als ich die Augen auftat,
ah ich meinen Onkel und meine Tante im Nachtkostüm
n meinem Bette stehen. Draußen herrschte schon die
Morgendämmerung.

„Du warst gestern in Inzau?“ fragte mein Onkel.
„War der alte Hortensius schon krank?“

„Nein,“ erwiderte ich erschreckt, „im Gegenteil, wir
eierten die Verlobung Käthchens mit dem Baron.“

„Eine schöne Verlobung,“ sagte meine Tante hart.
„Der ganze Hof soll voll Gendarmen stecken.“

Ich sprang entsetzt aus dem Bette. „Und der alte
Hortensius?“ fragte ich.

„Er ist tot. Ein Schlagfluß hat seinem Leben ein Ende
gemacht.“ Damit gingen sie.

Die Vettern und ich warfen uns in unsere Kleider und stürzten hinunter. Im Pastorat war schon alles auf, und die Knechte und Mägde standen am Rande der Wiese und blickten hinüber nach Ulmenhof. Von allen Seiten her sah man Bauern einzeln oder paarweise dorthin eilen, als ob es im Hofe brenne. Unsere Leute standen im Kreise um den Jungen aus Inzau, den der dortige Vorknecht zu meinem Onkel geschickt hatte, und hörten ihn erzählen. Bald nach unserem Fortgehen hatte der alte Hortensius über starke Wallungen geklagt und sich Eisumschläge auf den Kopf machen lassen. Kurz vor Mitternacht wäre er dann plötzlich umgefallen und sofort verschieden. Das gnädige Fräulein habe, hieß es, sofort nach dem Baron geschickt, aber als die Magd ans Ufer kam, brachen drüben eben von allen Seiten Gendarmen ins Haus. Diese wären in der Dunkelheit teils zu Wagen, teils zu Pferde aus der Stadt gekommen, während andere sich durch den Kirchenkrüger und seinen Fährmann zu Boot hätten stromaufwärts stoßen lassen, um das Ufer zu besetzen. Während des Überfalles seien Schüsse gefallen, man wisse aber nicht, wer sie abgegeben habe, denn das Haus werde streng bewacht und niemand dürfe hinein. Auch das gnädige Fräulein, das auf die Kunde von dem Vorgefallenen sofort nach Ulmenhof geeilt sei, habe der Kapitän, der die Gendarmen kommandierte, zurückgewiesen und sie selbst wieder an das Ufer gebracht.

Wir liefen nun, so schnell wir konnten, nach Ulmenhof. Dort sah es wirr genug aus. Eine große Menge Bauern jeden Alters und jeden Geschlechts umstand den Hof. An diesem selbst hielten eine Anzahl Wagen, deren Pferden man Futter vorgelegt hatte. Einige Gendarmen hielten die Neugierigen fern, während andere in der Stalltür standen und wieder andere das Haus bewachten. A

wir in den Kreis traten, kamen eben der Arzt und der Feldscher im Galopp auf den Hof gefahren, sprangen schnell aus dem Wagen und eilten ins Haus.

Ich wandte mich an einen der Gendarmen und fragte ihn, ob der Baron verwundet sei. Er schüttelte den Kopf, ließ sich aber auf kein Gespräch mit mir ein. Ein neben mir stehender Bauer war mitteilsamer. „Der Baron soll sich gleich gefangen gegeben haben," erzählte er, „aber der Pole hat geschossen und einen Gendarmen schwer verwundet. Darauf hat ihm ein anderer Gendarm mit dem Säbel über den Kopf gehauen, so daß er niederfiel."

„Aber worum handelt es sich denn eigentlich?" fragte ich.

„Sie sollen alle zusammen falsches Geld gemacht haben," war die Antwort.

Ich dachte an die Zeichenkünste des Barons, an den Zeichenlehrer — großer Gott, war es möglich? Und Käthchen! Das unglückselige Käthchen!

Ich eilte an den Fluß und fuhr hinüber nach Inzau. Auch hier stand eine Menge Volk vor dem Hause und gaffte die Tür an, als ob sie zu einer Schaubude führte.

Die auf den Flur mündenden Türen waren geöffnet. In dem an das Arbeitszimmer des alten Herrn stoßenden kleinen Schlafzimmer waren einige ältere Bauern und Bäuerinnen um die Leiche desselben beschäftigt. Käthchen war nicht zugegen. Ich fand sie endlich in dem hintersten Zimmer der anderen Seite. Sie hatte beide Arme auf den Tisch gelegt und ihr Gesicht auf die Arme.

Mir wollte das Herz brechen vor Teilnahme. „Käthchen," sagte ich leise.

Sie fuhr beim Klange meiner Stimme empor, blickte mich wirr an und sprang auf. „Vetter," rief sie, indem

sie meinen Arm ergriff, „Vetter, es ist nicht möglich. Sagen Sie mir, daß es nicht möglich ist!"

Als ich verwirrt schwieg, fuhr sie schnell fort: „Nein, nein, es kann nicht sein. Er, ein Falschmünzer! Es muß, es wird sich alles aufklären!"

„Gewiß, Käthchen," brachte ich hervor.

„Nicht wahr?" rief sie lebhaft. „Also Sie glauben es auch? Wie konnte ich auch so unsinnig sein, auch nur einen Augenblick zu zweifeln!"

Sie richtete sich völlig auf und wollte an mir vorüberschreiten. „Wohin, Käthchen?" rief ich.

„Zu meinem Großvater. Zunächst muß ich für ihn sorgen."

„Und dann?" fragte ich unwillkürlich.

„Und dann?" wiederholte Käthchen verwundert. „Und dann? Dann gehört mein Leben natürlich ihm."

In diesem Augenblicke sah ich meinen Onkel und meine Tante auf uns zukommen. Ich benutzte die Begrüßung, um mich zu entfernen und wieder nach Ulmenhof zu eilen.

Dort sah es jetzt anders aus. Die Wagen waren reisefertig, die berittenen Gendarmen hatten ihre Pferde aus dem Stalle gezogen und gesattelt, man war im Begriff aufzubrechen. Obgleich der Regen jetzt in Strömen fiel, hielt die Menge der Zuschauer, die sich mittlerweile noch sehr vermehrt hatte, doch regungslos aus. Endlich trat ein Gendarm aus dem Hause auf die Vortreppe und winkte. Ein Wagen fuhr vor, und zwei Gendarmen nahmen neben ihm Platz. Wieder öffnete sich die Tür, und geführt vom Kapitän der Truppe erschien der Baron. Er hatte eine Mütze tief ins Gesicht gedrückt und einen weiten Radmantel um, so daß wir nicht sehen konnten, ob man ihm die Hände gebunden hatte oder nicht, doch schien es so, denn er wurde von den Gendarmen in den

Wagen gehoben. Je einer von ihnen nahm dann mit gezogenem Säbel an jeder Seite des Gefangenen Platz. In gleicher Weise wurden dann Ogiello, dessen Kopf verbunden war, und Sandmann untergebracht. Zu meiner Verwunderung war übrigens damit die Reihe der Gefangenen noch nicht zu Ende, es erschienen vielmehr noch zwei Personen, die ebenfalls zwischen je zwei Gendarmen gesetzt wurden. Endlich fuhr auch der Wagen des Kapitäns vor und setzte sich, nachdem dieser und ein junger Assessor des Hauptmannsgerichtes in ihm Platz genommen hatten, an die Spitze des traurigen Zuges. Die berittenen Gendarmen schlossen sich hinten an, das Kommando: „Vorwärts!" ertönte, und die Pferde fielen in scharfen Trab. In wenigen Augenblicken war alles in dem nun wolkenbruchartig strömenden Regen verschwunden.

Ich hatte mich vergeblich bemüht, einen Blick des Barons zu erhaschen. Er sah, soviel ich gewahren konnte, kein einziges Mal auf. Auch die übrigen Gefangenen blickten scheinbar teilnahmlos vor sich hin, und nur Ogiello schien mir verächtlich zu lächeln.

Als der Zug sich in Bewegung gesetzt hatte, stob alles auseinander und eilte nach Hause. Auch ich, denn ich sagte mir, daß ich in Inzau jetzt nur stören konnte.

Mein Onkel kehrte erst kurz vor Tische zurück und zwar allein, meine Tante war bei Käthchen geblieben. Der erstere ließ sich erst von mir ausführlich erzählen, was ich gesehen und beobachtet hatte, und teilte mir dann mit, was er von dem Arzt, der von Ulmenhof aus nach Inzau gekommen war, in Erfahrung gebracht hatte. Darnach erschien es in der Tat unzweifelhaft, daß der Baron an der Spitze einer weit verzweigten Falschmünzerbande stand und daß in Ulmenhof selbst das falsche Papiergeld angefertigt worden war. Die Aussagen eines in Wilna

verhafteten Juden hatten das ganze Getriebe bloßgelegt, und die Falschmünzer waren ganz ungewarnt verhaftet worden. Außer Sandmann, der ein Lithograph war, hielten sich noch zwei andere Falschmünzer ständig in Ulmenhof auf, beide unter der Maske von Dienern des Barons. Man hatte bei der Untersuchung nicht nur die Platten und Instrumente, sondern auch zahlreiche schon fertige und, wie es schien, mit größter Geschicklichkeit gefälschte Zehn-, Fünf- und Dreirubelscheine gefunden, und zwar in der Couchette des Barons. Dieser hatte bei dem vorläufigen Verhör jede Aussage verweigert und war überhaupt nicht dazu zu bewegen gewesen, auch nur ein Wort zu sprechen. Offenbar war eine solche Taktik schon vorher für alle Fälle verabredet worden, denn die Gefährten des Barons hatten genau so gehandelt wie er.

Unter diesen Umständen konnte an der Schuld des letzteren nicht länger gezweifelt werden. „Das unglückliche Mädchen," sagte mein Onkel teilnehmend, „hofft noch, daß es sich um ein Mißverständnis handle. Wie schrecklich wird sie enttäuscht werden, wenn sie den Hergang erfährt! Aber das soll jedenfalls erst nach der Bestattung ihres Großvaters geschehen. Gott sei Dank übrigens, daß ich dem Fremden von vornherein mißtraute und dir nicht gestattete, bei ihm zu verkehren. Du hättest sonst, trotz deiner Jugend, in die Untersuchung verwickelt werden können."

Meine Tante blieb die Nacht über in Inzau, und ich fuhr am anderen Morgen fort, ohne ihr und Käthchen Lebewohl gesagt zu haben. Mein Onkel gestattete nicht, daß ich mich bei ihnen verabschiedete.

Die Meinigen befanden sich noch im Seebade, und ich begab mich ebenfalls dorthin.

Bei dem ungeheuren Aufsehen, welches die Entdeckung

der Falschmünzerbande im ganzen Lande erregte, war natürlich auch am Strande viel von dieser die Rede, und man verschlang jede Nachricht, welche der eine oder der andere aus der Stadt kommende Herr über die Resultate der Untersuchung brachte. Mit welchem Interesse ich alles verfolgte, was sich auf den Baron bezog, brauche ich wohl nicht zu sagen.

Die Nachrichten waren übrigens auch an und für sich höchst interessant. Der Baron leugnete jetzt hartnäckig, irgend etwas von dem gewußt zu haben, was um ihn her vorgegangen war. Er sagte aus, daß er Ogiello seit lange kenne und ihm, der zurzeit kein Heim besessen, einfach sein Haus zur Verfügung gestellt habe. Die beiden Diener habe er auf Ogiellos Rat engagiert, ebenso auch Sandmann, den er durchaus für einen harmlosen Künstler gehalten. Auf die Frage, aus welchen Quellen er die Mittel zu seinem luxuriösen Leben bezogen, hatte er geantwortet, daß er in Petersburg im Spiel eine große Summe gewonnen habe. Um diese nicht etwa wieder einzubüßen, habe er sich gelobt, nie wieder eine Karte anzurühren. Aus demselben Grunde habe er sich entschlossen, ein Gut zu pachten und seine Tage als Landwirt zu beschließen. Sein Verkehr mit den Juden erkläre sich nur aus seiner Leidenschaft für Pferde, und er habe nicht geahnt, daß sie aus Ulmenhof falsches Geld fortbrachten.

Ganz anders lauteten die Aussagen der übrigen Gefangenen. Unter diesen hatte sich Sandmann, wie es schien, entschlossen, ein volles, rückhaltloses Geständnis abzulegen. Nach seinen Aussagen waren Ogiello und der Baron die Leiter wie die Seele der verbrecherischen Tätigkeit. Sie hatten nicht nur ihn und seine Komplizen gemeinsam engagiert, sondern sich auch persönlich an der Arbeit beteiligt. Sie hatten ferner Beziehungen mit ihren

ehemaligen Spielgenossen angeknüpft und große Summen falschen Geldes an diese, die im ganzen Reiche zerstreut lebten, abgehen lassen. Obgleich diese Korrespondenz ausschließlich von Ogiello und dem Baron geführt worden war, wußte Sandmann doch einige Adressen zu nennen, und er machte überdies eine große Anzahl Juden namhaft, die unter dem Schein des Pferdehandels das in Ulmenhof fabrizierte falsche Geld dort abholten und dann durch ganz Litauen und Polen vertrieben.

So das Geständnis Sandmanns. Ogiello hatte man noch nicht vernehmen können, weil er infolge der bei seiner Verhaftung erhaltenen Kopfwunde schwer krank darniederlag. Es war das auch später nicht möglich, und er starb, ohne irgend eine Aussage gemacht zu haben.

Die beiden anderen Lithographen hielten sich an das alte: „Ich weiß von nichts."

Das Interesse, mit welchem das Publikum den Prozeß, der jetzt die weitesten Dimensionen annahm, verfolgte, wurde dadurch nicht wenig erhöht, daß die Braut des Barons an ihm festhielt und alles aufbot, um sein Geschick teilen zu dürfen. Käthchen hatte sich in der Tat unmittelbar von der Beerdigung in die Stadt begeben und durch einen Fußfall bei dem Gouverneur die Erlaubnis erhalten, den Baron zu sprechen. Es rührte jedes Herz, als man erfuhr, daß sie bei diesem Wiedersehen den Baron, der natürlich auch ihr gegenüber seine Unschuld beteuerte, anflehte, sich mit ihr im Gefängnis trauen zu lassen. „Ich gehöre zu dir," hatte sie gesagt, „und ich kann vielleicht mehr für dich tun, wenn ich deine Frau, als wenn ich deine Braut bin." Als der Baron ihre Bitte mit aller Energie abschlug und ihr erklärte, er würde sie unter keinen Umständen an sein bescholtenes Dasein fesseln, hatte sie wehmütig lächelnd geantwortet: „Wie du willst. Es ist ja

im Grunde auch einerlei, denn ich mag nun deine Frau oder deine Braut sein, ich gehöre doch zu dir wie dein Schatten."

Käthchens Hingabe blieb nicht unbelohnt. Eine große Anzahl angesehener Männer und Frauen erinnerten sich jetzt daran, daß so oder so Hortensiussches Blut in ihren Adern floß, und nahmen sich der verwaisten Cousine warmherzig an. Ein allzeitig geschätzter Geistlicher räumte ihr ein Zimmer in seinem Hause ein, der erste Rechtsanwalt übernahm ihr zuliebe die Verteidigung des Barons. Als ich in die Stadt kam, hatte sich zu ihrem Schutze eine Verbindung von Männern gebildet, welche durchaus befähigt und ganz und gar willens war, ihre Aufgabe auszuführen. Und doch war Käthchens Lage eine höchst beklagenswerte und zwar keineswegs nur um ihrer Beziehungen zu dem Baron willen. Aufgewachsen in tiefster ländlicher Einsamkeit und keineswegs mit der Bildung ausgerüstet, welche ein Gemeingut der Familien war, unter denen sie sich jetzt bewegte, machte sie auf mich den Eindruck einer Taube, die sich in einen fremden Schlag verirrt hat. Als ich zum erstenmal ihr Zimmer betrat, überflog ein dunkles Rot ihr jetzt so bleiches Antlitz. „Gott sei Dank, ein bekanntes Gesicht," sagte sie tief aufatmend. Dann aber war es, als ob sie sich auf ihre Pflicht besinne. „Mißverstehen Sie mich nicht, Vetter," sagte sie, „sie sind ja hier alle so einzig freundlich gegen mich, und ich kann ja Gott dafür nicht genug danken. Was könnte ich auch ohne sie für ihn tun! Es wird mir nur manchmal schwer, mich in diese mir so ganz fremden Verhältnisse zu finden. Ich fürchte immer etwas zu sagen, wodurch ich die Verwandten verletze."

„Liebstes Käthchen," rief ich, „Sie haben gewiß noch nie jemand verletzt und werden auch nie jemand verletzen."

Es flog ein liebliches Lächeln über ihr Gesicht, ein

Lächeln aus den Tagen unserer Bootspartien und Schlittenfahrten, gleich darauf aber blickte sie wieder ernst und brach dann in Tränen aus.

„Käthchen," rief ich, „liebstes Käthchen, was haben Sie?"

Käthchen schluchzte eine Weile still vor sich hin. „Mein Großvater," kam es dann wie ein Hauch über ihre Lippen, „mein Großvater!"

„Was ist's mit Ihrem Großvater, Käthchen? Wenn je eine Enkelin ihre Pflicht gegen ihren Ahnherrn treu und rückhaltlos erfüllt hat, so sind Sie es."

Käthchen schüttelte den Kopf. „Wenn es wäre, wie Sie sagen," flüsterte sie, „so hätte er nicht so unzufrieden mit mir sein können — bis zuletzt."

Die Dämmerung brach bereits herein, aber Käthchen saß am Fenster, und ich konnte jeden Zug in ihrem lieben Gesichte sehen. Sie blickte unverwandt empor zu dem Stückchen Himmel, das sich über den dunkeln Hof spannte. „Der Segen der Eltern baut den Kindern das Haus," sprach sie langsam weiter — und es war, als ob sie mich ganz vergessen hatte und nur mit sich selbst redete — „mir hat er gefehlt, da konnte es uns auch nicht gelingen!"

Ich sprach eifrig auf sie ein und suchte sie zu überzeugen, daß sie ihrem Großvater gegenüber ihre Pflicht ganz erfüllt habe. Sie hörte mich schweigend an, aber als ich aufhörte, schüttelte sie wieder den Kopf. „Es mag Ihnen wohl so erschienen sein, wie Sie sagen," erwiderte sie, „aber es war nicht so. Wenn mein Großvater unfreundlich war, ist mancher häßliche Gedanke in mir aufgestiegen. Nicht nach unseren Taten, sondern nach unseren Gedanken werden wir gerichtet. Ich habe ja überdies auch manches gegen seinen Willen getan. Da heißt es denn jetzt sich geduldig beugen unter Gottes Willen."

„Hofft der Baron freigesprochen zu werden?“ fragte ich nach einer Weile.

Käthchen fuhr sich mit dem Taschentuche über die Augen und richtete sich auf, wie ein Soldat, der das Signal vernimmt, das ihn zur Fahne ruft. Sie erzählte mir, daß die Verhältnisse so ungünstig für ihren Bräutigam lägen, daß er kaum hoffen dürfe, die Richter von seiner Unschuld zu überzeugen. Aus ihren Worten ging hervor, daß sie es für ganz selbstverständlich hielt, eventuell den Baron nach Sibirien zu begleiten.

Ich sah Käthchen noch ein paarmal im engsten Familienkreise, ohne indessen mit ihr vertraut verkehren zu können, und kehrte dann in die Pension zurück.

Als ich vor Weihnachten wieder in die Stadt kam, weilte Käthchen nicht mehr in derselben. Bei dem Umfange, welchen die Untersuchung angenommen hatte, war von allerhöchster Stelle aus befohlen worden, den Prozeß gegen sämtliche Angeklagte — und unter ihnen befanden sich jetzt zahlreiche russische Edelleute aus allen möglichen Gouvernements — vor einem Petersburger Gerichtshofe zu führen, infolgedessen wurden auch der Baron und seine Genossen dorthin geschickt. Da hatte man auch Käthchen nicht zurückhalten können. Sie hatte alles zu Geld gemacht, was sie von ihrem Großvater geerbt und was sie sonst besaß, und hatte sich ebenfalls in die Residenz begeben.

Während des nächsten Jahres hörten wir noch von ihr. Sie sollte es durch die Protektion des damaligen Generalgouverneurs, der ein höchst ritterlicher Mann war, sowie einiger kurländischer Edelleute durchgesetzt haben, daß sie den Baron zweimal wöchentlich sehen konnte. Im übrigen sollte sie in einer Dachwohnung am Kleinen Prospekt von Wassiljewski Ostrow ein einsames Dasein führen.

Später drang keine Kunde von Käthchen mehr zu mir. Man hatte damals nur sehr wenig Beziehungen zu Petersburg. Bei dem tiefen Geheimnisse, von dem alle Gerichtsverhandlungen umgeben waren, und bei der Langsamkeit des gerichtlichen Verfahrens jener Tage erfuhr man fast nie, was aus den Verbrechern geworden war, deren Verhaftung vielleicht im ganzen Lande Aufsehen gemacht hatte.

Im nächsten Jahre kamen meine Vettern und ich aufs Gymnasium, und die vielen neuen Eindrücke nahmen mich so gefangen, daß ich eigentlich nur dann noch an Käthchen dachte, wenn mir der Kapitän der Gendarmen mit seinem großen, im Winde fliegenden Schnurrbart begegnete. Und das geschah nicht oft.

Es waren vier Jahre seit den geschilderten Ereignissen vergangen, als sich eines Tages im Verwandtenkreise das Gerücht verbreitete, Käthchen Hortensius werde wieder ins Land kommen. Und es verhielt sich in der Tat so. Sie hatte an den Pastor, in dessen Hause sie vor vier Jahren Aufnahme gefunden, geschrieben und ihn gebeten, für sie eine Stellung als Wirtschafterin zu suchen. „Mein Bräutigam," schrieb sie, „ist endlich freigesprochen worden, und er ist im Begriff, sich nach Moskau zu begeben, wo man ihm eine Anstellung im Postfach in Aussicht gestellt hat. Da es aber noch nicht gewiß ist, ob diese Hoffnung sich auch erfüllen wird, so wünscht er, daß ich vorläufig in die Heimat zurückkehre und dort bleibe, bis er kommen und mich holen kann."

Der Pastor, der viele Kinder hatte und sich gerade nach einer Gehilfin für seine Frau umsah, antwortete umgehend, daß sein Haus nach wie vor Käthchen offen stehe, und nach ein paar Wochen traf sie ein und bezog wieder das Stübchen, in welchem ich sie einst besucht hatte. Sie war äußerlich sehr gealtert, aber sie sprach unbefangen von der Ver=

gangenheit, hoffnungsvoll von der Zukunft. Sie erzählte uns, daß sie, als der Prozeß gar nicht von der Stelle kam, schließlich dem Kaiser auf offener Straße eine Bittschrift überreicht hatte. Der Kaiser hatte sie darauf holen lassen, und sie hatte ihm ausführlich über ihr Verhältnis zum Baron berichten müssen. Bald darauf war das Urteil gefällt und der Baron freigesprochen worden.

Im ganzen war ihr Benehmen jetzt viel freier und offener als früher, und sie gewann sich in kurzer Zeit nicht nur die Herzen der Hausgenossen, sondern auch die der sonstigen Verwandten. Allmählich mußte sie freilich ihre Hoffnungen mehr und mehr herabsetzen, denn der Baron konnte durchaus keine Stellung finden. Schließlich gab ein verhältnismäßig unbedeutender Anlaß dem Verhältnisse eine neue und zwar sehr tragische Wendung. Käthchen erhielt nämlich zu Weihnachten ihr erstes Honorar und schickte die kleine Summe sofort an ihren Bräutigam. Sie war nicht wenig erschrocken, als sie das Geld umgehend zurückerhielt. In dem Geleitbrief schrieb der Baron, Käthchens Sendung habe ihm so recht klar gemacht, wie durchaus unerträglich ihr Verhältnis zueinander sei. Er sei zwar ein sehr unglücklicher, von aller Welt gemiedener Mann, aber sein widriges Geschick habe ihm seinen Mannesstolz nicht geraubt, und er könne und wolle nicht auf Kosten eines Mädchens leben, auf dessen Haupt die Verbindung mit ihm ohnehin nur zu viel Unglück herabgezogen habe. Er gab Käthchen schließlich frei und beschwor sie, von dieser Freiheit Gebrauch zu machen. Sollte es ihm je gelingen, sich eine Existenz zu begründen — was er kaum noch zu hoffen wage —, so werde er schon ermitteln, ob sie noch frei sei. Ihr im bejahenden Falle endlich schreiben zu können: „Komm, Käthchen, komm!“, würde freilich immer der heißeste Wunsch seines Lebens bleiben.

Ich habe diesen Brief nicht selbst gelesen, denn mein Verhältnis zu Käthchen wurde nach ihrer Rückkehr nicht wieder ein so inniges wie früher. Ich war mittlerweile ein Jüngling geworden, und Interessen aller möglichen Art nahmen mich so in Anspruch, daß ich die Jugendfreundin nur zu sehr vernachlässigte. Sie ihrerseits war wenig geneigt, jemand an sich zu fesseln, von dem sie glaubte, daß ihm an dem Verkehre mit ihr nicht allzuviel gelegen sei. Da wir uns indessen nicht selten im Hause ihres Beschützers sahen und ihr trauriges Geschick nach wie vor unser aller Teilnahme wach erhielt, so blieb ich doch in bezug auf ihre Schicksale auf dem laufenden.

Sie hatte natürlich sofort geschrieben, daß sie nach wie vor an dem Baron festhalten würde, und ihn beschworen, die Korrespondenz mit ihr nicht einzustellen, aber der Brief kam als unbestellbar zurück, und seinen Nachfolgern erging es nicht anders. Auch alle Nachforschungen, die durch Vermittlung der lutherischen Geistlichen in Moskau nach dem Adressaten angestellt wurden, blieben durchaus fruchtlos. Der Baron war und blieb verschollen.

Seitdem verfiel Käthchen wieder in ihr stilles, schweigendes Wesen zurück und vermied, soviel sie irgend konnte, jeden Verkehr mit Fremden. In der Familie, in der sie lebte, sprach sie aber nicht selten von ihrem Bräutigam, und zwar in einem Tone, als ob es durchaus nur eine Frage der Zeit sei, wann der Brief, der sie zu ihm rief, eintreffen würde. Man nahm das schließlich hin wie die Monomanie eines sonst geistig Gesunden und erfreute sich im übrigen an der unbedingten Hingabe und Treue, mit der Käthchen ihre Pflichten erfüllte. Unter Fremden ging wohl die Spottrede: Der und der warte auf das und das „wie Fräulein Hortensius auf ihren Bräutigam“, aber wir Verwandten behandelten das schöne stille Mädchen

nit jener rücksichtsvollen Ehrfurcht, welche dem unver=
chuldeten, würdig getragenen Unglück gebührt.

Ich war seit drei Jahren auf der Universität, als ich
inen Brief erhielt, der heute wieder vor mir liegt und
iach dem Eingang so lautet: „Ich habe Dir leider heute
ine Mitteilung zu machen, die Dich sehr erschüttern und
rgreifen wird. Käthchen Hortensius ist nicht mehr. Ri=
hard erhielt am vorigen Donnerstag durch Vermittlung
er Regierung einen an Käthchen adressierten Brief.
Diesen Brief hatte ein unbekannter Mann hinterlassen,
er am fünfzehnten vorigen Monats in Taganrog im
Hospital gestorben war. Man hatte keinerlei Wertobjekte
ei dem Unglücklichen gefunden und nur aus dem Briefe
n Käthchen, den er während seiner letzten Stunden einem
eutschen Krankenwärter diktierte, ersehen, welchen Namen
r geführt habe. Du kannst Dir denken, wie schwer es
Richard und Elise wurde, den unseligen Brief, dessen In=
halt ich Dir gleich mitteilen werde, Käthchen zu übergeben.
Sie hatten übrigens kaum mit einigen Andeutungen be=
gonnen, als Käthchen auch schon erriet, daß der Brief,
den sie seit so vielen Jahren erwartete, eingetroffen sei.
Sie ersah auch, wie es schien, aus den Gesichtern der beiden,
daß der Brief eine Schreckenskunde brachte, aber sie blieb,
obgleich sie entsetzlich bleich wurde, scheinbar gefaßt, so
daß Richard ihr das Schreiben reichte. Sie durchflog die
Zeilen, preßte dann die Hand, die den Brief hielt, wider
die Brust und sprach langsam: ‚Gott sei Dank, jetzt darf
ich endlich zu ihm kommen!‘ Dann brach sie zusammen
und war tot.

Alfred, der sofort gerufen wurde, erklärte, ein Herz=
schlag habe sie getötet. Wie seltsam, man kann also
wirklich in gewissem Sinne am gebrochenen Herzen
sterben!

Ich setze Dir den Brief, der von einer sehr deutlichen Schreiberhand niedergeschrieben ist, hierher. Er lautet:

‚Mein teures Käthchen!

Da ich Dich kenne, wie mich selbst, so glaube ich nicht, daß Du von der Erlaubnis, welche ich Dir einst erteilte, Gebrauch gemacht und mich vergessen haben wirst. Darum dieses Lebewohl.

Ich habe gehabt weder Glück noch Stern, und es ist mir nicht möglich gewesen, Dir zu schreiben: Komm! Erst jetzt hoffe ich ein Heim zu finden, das sein Tor früher oder später auch Dir auftun wird.

Lebewohl, Du teures, treues, liebes Mädchen. Wenn wir uns endlich wiedersehen, wirst Du wissen, daß ich einmal sehr leichtsinnig, aber nie wirklich schlecht war.

Auf Wiedersehen. Dein undsoweiter.‘

Wie seltsam Gott die Geschicke der Menschen lenkt, und wie unerforschlich seine Ratschlüsse für uns Staubgeborene bleiben! Warum verbringt der eine seine Tage im Sonnenschein, während der andere in ewigem Schatten verkümmert? Warum mußte ein so treffliches Geschöpf wie Käthchen Hortensius den Becher des Leidens bis auf die Neige leeren? Wer kann hierauf eine Antwort geben?"

Der Brief, der mir von Käthchens Tode berichtete, liegt, wie gesagt, während ich diese Zeilen schreibe, neben mir, und wie mein Blick sinnend über die Zeilen hingleitet, erwacht in mir die alte Zeit wieder zu neuem Leben. Die alte Zeit, und mit ihr erwachen die Rätsel, die sie brachte. War der Baron wirklich kein Falschmünzer?

Wenn er es nicht war, warum hatte er dann nicht seine Unschuld gleich bei seiner Verhaftung beteuert? Wies nicht auch sein seltsames Verhalten während der Verlobung darauf hin, daß eine Schuld ihn drückte? War es endlich

denkbar, daß er von lauter Verbrechern umgeben war, ohne es zu ahnen?

Andrerseits — war sein Wesen das eines Falschmünzers? Und läßt sich annehmen, daß ein Verbrecher so handeln würde, wie der Baron gegen Käthchen handelte?

Vielleicht geben seine letzten Worte uns den Schlüssel. Vielleicht ahnte er nur, was um ihn vorging, und ließ es geschehen, weil es ihm die Mittel bot, sein Leben nach seinen Wünschen zu gestalten.

Vielleicht war es so — vielleicht auch nicht.

Das „Gut an sich“

Während ich in Riga lebte, hatte ich das Glück, in einem Kreise sehr bedeutender Menschen verkehren zu dürfen. Diese durch die Bande der Verwandtschaft und langjähriger Freundschaft eng verbundenen Männer und Frauen hatten, was ihnen etwa einst an konventionellem Wesen anhaftete, längst abgestreift, ein jedes gab sich, wie es war, und sprach, wie es dachte. Da nun alle edel empfanden und klug waren, so entwickelte sich in dieser Gesellschaft fast immer eine Konversation, an welche die beiden anderen Überlebenden jetzt gewiß ebenso oft und gewiß stets mit derselben schmerzlichen Sehnsucht zurückdenken wie ich. Das einfachste, alltäglichste Vorkommnis gab Anlaß zu einer Bemerkung, die eine weite Perspektive eröffnete. Nun stimmte man zu und führte weiter aus, oder man widersprach, und ehe wir uns dessen versahen, waren wir bei den interessantesten und wichtigsten Fragen.

In diesem Kreise nun verlebte ich die letzten Stunden des Jahres 1873. Wir waren diesmal nicht, wie meist, ganz unter uns, denn unser aus Sachsen stammender Wirt hatte sein Haus heute einem an ihn empfohlenen Landsmanne, einem erst im Herbst nach Riga übergesiedelten Professor am Polytechnikum, geöffnet und ihn gebeten, den Silvesterabend mit uns zu verleben. Dieser Professor war ein älterer Junggeselle von schweigsamem, zurückhaltendem Wesen, doch gefiel er uns gut, und wir plau-

derten bald, als ob er uns allen seit lange bekannt gewesen wäre. Nun erzählte der Rechtsanwalt, daß vor ein paar Stunden der Doktor Soundso, einer der angesehensten Ärzte der Stadt, plötzlich einem Schlagfluß erlegen sei, und eine der Damen rief unwillkürlich: „Wie traurig!“ „Ob das nun wirklich ‚traurig‘ ist,“ meinte ich, „ist denn doch fraglich. Der Doktor war längst Witwer, seine Kinder sind erwachsen und bedürfen weder mehr der Erziehung, noch anderweitiger Hilfeleistungen. Ist es da mit Recht als ‚traurig‘ zu bezeichnen, daß ein schneller Tod seinem Leben ein Ende machte? Oder ist er vielmehr zu beneiden?“

„Sie müssen, wie ich glaube,“ nahm jetzt der Staatsrat das Wort, „die Frage dahin stellen, ob das Leben schon an sich ein Gut sei, oder ob es erst unter gewissen Voraussetzungen — zum Beispiel, wenn es ein glückliches oder wenn es zum Gedeihen oder zum Glück anderer unentbehrlich ist — ein Gut werde. Wenn wir uns für die erstere Alternative entscheiden, so werden wir in der Tat auch einen Todesfall wie den, von welchem wir eben reden, bedauern dürfen und bedauern müssen.“

Wir akzeptierten die Fragestellung, und es entspann sich eine lebhafte Debatte für und wider. Von beiden Seiten wurden mancherlei Argumente vorgebracht. Das Leben, behaupteten die einen, sei zweifellos an sich ein Gut, denn nur das Leben gebe uns die Möglichkeit, den sittlichen Aufgaben gerecht zu werden, welche Gott dem einzelnen gestellt habe. Da wir nun in keinem Lebensabschnitt und in keinem Verhältnis ohne solche Aufgaben wären, so folge schon daraus, daß wir nicht wünschen dürften, unser Leben verkürzt zu sehen. Es sei ferner zweifellos die Aufgabe jedes einzelnen, schon hier zu einer möglichst hohen Stufe sittlicher Entwicklung aufzusteigen,

niemand aber werde in Abrede stellen, daß uns das nur möglich sei, wenn die in einem längeren Leben geführten Kämpfe unsere sittliche Kraft gestärkt und die während derselben gewonnenen Erfahrungen unsere Einsicht vermehrt hätten. Eben deshalb sei auch der Trieb zum Leben der stärkste in der Seele eines gesund empfindenden Menschen, und je länger der Mensch lebe, um so stärker entwickle sich dieser Trieb, so daß bekanntlich sehr alte Leute ganz besonders am Leben hingen.

Dagegen wurde zunächst eingewendet, daß hier nicht von einem Selbstmord, sondern von einem natürlichen Tode die Rede sei, von einem Falle also, in dem Gott selbst allen sittlichen Aufgaben ein Ende gemacht habe. Es sei sodann doch mindestens fraglich, ob denn wirklich unsere sittliche Entwicklung mit dem Tode endgültig abgeschlossen sei, und die Möglichkeit erscheine in keiner Weise ausgeschlossen, daß wir in jenem Leben vor Aufgaben gestellt würden, von denen wir Menschen uns zwar keine Vorstellung machen könnten, die aber deshalb nicht weniger ernst und bedeutend wären als die irdischen. Die Lust zum Leben endlich sei zweifellos bei den meisten Menschen einer der stärksten Triebe, aber doch keineswegs bei allen. Das würde nicht nur durch die Selbstmorde, sondern auch durch jene Lebensmüdigkeit und jenen Widerwillen gegen das Leben bewiesen, welche nur zu oft die Begleiter des Talentes oder sonst höchster Begabung seien. Was sei denn die Askese, die uns doch bei allen Religionen begabter Völker in dieser oder jener Form begegne, anders als die bewußte Verneinung des Lebens bei lebendigem Leibe? Würde denn jemand von uns, so fragte man, falls es ihm freigestellt würde, sein Leben noch einmal zu beginnen, von dieser Erlaubnis Gebrauch machen?

Dieser letzte Punkt fand zumal lebhaften Widerspruch, und wir gewahrten, daß die Lust am Leben oder die Verneinung desselben nicht nur die große Menschheit, sondern auch unseren kleinen Kreis in zwei Parteien teilte.

Der Professor hatte sich an der Debatte nicht beteiligt, sondern sich darauf beschränkt, ihr aufmerksam zu folgen. Als sich nun unser Wirt mit der Frage an ihn wandte, wie er denn über diese Dinge denke, erwiderte er, indem er mit einer schnellen Kopfbewegung die Haarlocke, die ihm auf die Stirn herabgefallen war, zurückwarf: „Ich bin der Überzeugung, daß das Leben nicht nur an sich ein Gut, sondern das höchste Gut, das ‚Gut an sich‘ ist, und ich glaube Ihnen das beweisen zu können.“

„Und wodurch?“

„Dadurch, daß ich Ihnen ein Erlebnis aus meinem Leben erzähle.“

„Vortrefflich. Erzählen Sie!“

Unser aller Augen hafteten jetzt auf dem klugen, scharfgeschnittenen Gesichte des Professors. Dieser lehnte sich in seinen Sessel zurück und erzählte, während seine schmale, weiße Rechte in seinem schwarzen, bereits von Silberfäden durchzogenen Vollbart spielte, wie folgt: „Ich bin einer armen Witwe Sohn, und ich habe eine schwere Jugend hinter mir. Mein Vater, der im sächsischen Erzgebirge Förster war, wurde, als ich erst acht Jahre alt war, von einem Wilddiebe erschossen, und meine Mutter blieb mit sechs Kindern und einer Pension zurück, die viel zu gering war, um ihr auch nur die bescheidenste Existenz zu ermöglichen. Wir siedelten nun nach Dresden über, und meine Mutter vermietete möblierte Zimmer an Fremde, sie erlag aber nach einigen Jahren den damit verbundenen Anstrengungen, und wir Kinder wurden verteilt. Da ich eine leidliche Stimme hatte, wurde ich in das Alumnat

des Thomasgymnasiums zu Leipzig aufgenommen, und da ich ferner auf der Schule zu den besten Schülern gehörte, so verschaffte man mir nachher ein Stipendium, welches es mir ermöglichte, Mathematik zu studieren.

Nicht wenige meiner Mitalumnen fühlten sich in dieser Stellung höchst behaglich, viele andere rieb wenigstens unser Joch nicht wund; mir aber war die Abhängigkeit kaum erträglich, und ich trug mich schon damals mit Selbstmordgedanken. Diese tauchten auch später auf der Universität immer wieder in mir auf und fanden einen nur zu günstigen Boden. Ich hatte meinen Kinderglauben verloren, ohne daß anderweitige, feste religiöse Anschauungen an seine Stelle getreten wären. Ich fühlte mich ferner sehr einsam und verlassen, denn mit meinen Geschwistern, die alle bedeutend älter waren als ich, hatte ich kaum irgendwelche Fühlung gewonnen, und mein verschlossenes Wesen bewirkte, daß ich auch meine Kommilitonen mehr abstieß als anzog. Endlich: ich war sehr arm, da mein Stipendium nur gerade hinreichte, um mir die Fristung meines Daseins zu ermöglichen. Sie werden es begreiflich finden, daß ich mir unter diesen Umständen oft die Frage vorlegte, ob es sich denn für mich der Mühe lohne, ein Leben weiterzuleben, das mir als eine schwere Last erschien. Ich war niemand unentbehrlich, ja, ich durfte nicht annehmen, daß irgend jemand mich auch nur vermissen würde. Ich sah auch kein Ziel vor mir, welches mir wert zu sein schien, mit einem einsamen Leben voller Entbehrungen erkauft zu werden. Ich war nicht anmaßend genug, um anzunehmen, daß meiner Wissenschaft durch mein frühes Ende ein Verlust zugefügt würde, und wenn ich mich fragte, ob es sich lohne, ein sehr unglücklicher Student zu bleiben, um schließlich ein nicht weniger unglücklicher Gymnasiallehrer zu werden, s

mußte ich die Frage verneinen. Daß aber das Leben an sich kein Gut sei, war mir ganz zweifellos. Warum also ihm nicht ein Ende machen? Die kurze Todesqual stand in gar keinem Verhältnisse zu den Leiden, die mich voraussichtlich erwarteten, wenn ich am Leben blieb. Jener Sprung ins völlig Ungewisse mußte ja überdies doch einmal getan werden, einerlei, ob ich von eigener Hand jetzt oder eines natürlichen Todes später starb. Ich machte mich allmählich in Gedanken mit dem voraussichtlichen Hergange vertraut. Ein Schutzmann fand auf einem Patrouillengange durchs Rosental meine Leiche im Wasser. Man brachte eine Bahre herbei und schaffte sie in die Anatomie. Meine alte Wirtin stellte dort nach vielem Sichzieren meine Identität fest und fand in dem Vorgange eine Quelle unzähliger Berichte für die Kaffeestündchen im Kreise der Hausgenossen. Meine Geschwister tauschten unterdessen gegenseitige Kondolenzbriefe aus, und die Studenten der Medizin gingen schmunzelnd an den frischen Kadaver. Nach vier Wochen war es, als ob ich nie gelebt hätte.

Ganz besonders hing ich naturgemäß diesen Gedanken im Winter nach. Kennt jemand von den Damen oder den Herren einen Leipziger Winter? Kennen Sie ihn vielleicht, Herr Doktor? Nicht? Freilich, Sie haben ja nicht auf der Landesuniversität studiert. Nun, es ist eine entsetzliche Zeit. Trübes Gewölk verhüllt wochenlang den Himmel, und Regen und Schnee, die im Niederfallen schwarze Rußflocken mit sich nehmen und die kein Frost bindet, bedecken Straßen und Plätze mit einem schmutzigen, widerwärtigen Naß. Überall atmet man eine schwere, dumpfe, nach Kohlen riechende Luft, und selbst wer die Stadt verläßt, kann nicht freudig aufatmen, denn in den Niederungen, welche sie, von träge fließenden Gewässern

durchströmt, von allen Seiten umgeben, ist die Luft nicht im geringsten freier. An solchen Tagen mag es selbst dem Glücklichen schwer sein, sich schwermütige Gedanken fernzuhalten, auf den Unglücklichen aber senkt sich die Traurigkeit mit unwiderstehlicher Gewalt herab und erdrückt ihn. Es ist kein Zufall, daß sich in Leipzig verhältnismäßig mehr Menschen das Leben nehmen als irgendwo sonst in der Welt.

Ich sagte Ihnen schon, daß ich nur zu wenigen Kommilitonen flüchtige, zu keinem von ihnen intime Beziehungen hatte. Trotzdem litt ich ganz besonders während der Ferien, vielleicht freilich nur, weil dann selbst die Zerstreuung wegfiel, welche der Besuch der Kollegien bot.

So war die zweite Weihnachtszeit, die ich auf der Universität verbrachte, herangekommen und vorübergegangen. Ich hatte den Weihnachtsabend allein auf meinem Zimmer verbracht, ohne Baum, ohne jede Festfreude. Ich beschloß, diesen Abend nicht noch einmal zu erleben und mit dem Jahre auch mein Leben abzuschließen.

Bis in die Stadt Leipzig hinein erstreckt sich ein großer waldartiger Park, das bekannte Rosental. Dieses Rosental wird von zwei Flüssen, der Pleiße und der Weißen Elster, die ihrer Vereinigung zustreben, umflossen, und am Ufer der letzteren hatte ich mir ein Plätzchen ausgesucht, an dem ich sterben wollte. Die Elster wird ziemlich am Ende des Rosentales durch ein Wehr gehemmt, und der Fluß schien mir unmittelbar vor demselben sehr tief zu sein. Ich wollte mich nun, indem ich mich über das Wasser beugte, erschießen und hoffte so unter allen Umständen ein schnelles Ende zu finden.

Am letzten Tage des Jahres kaufte ich mir am Morgen einen Revolver und ordnete mein bißchen Habe. Beides

nahm vielleicht eine Stunde in Anspruch. Was aber nun mit der Zeit bis Mitternacht anfangen? denn es schien mir sinnlos, den letzten Tag meines Lebens mit Arbeiten zu verbringen. Ich beschloß schließlich, während meiner letzten Stunden zu leben wie ein Wohlhabender. Es war ja auch wirklich einerlei, ob meine fünf Geschwister sich später in die dreißig Taler, die ich besaß, teilen konnten oder nicht. Ich begab mich also in ein feines Restaurant und ließ mir dort Austern, Kaviar und eine Flasche vom teuersten Bordeaux geben. Die beiden erstgenannten Delikatessen schmeckten mir aber so schlecht, daß ich sie stehen lassen mußte, und auch der Wein mundete mir nicht im geringsten. Also selbst diese Genüsse waren für mich keine! Ich verließ mißmutig den Keller und promenierte eine Weile auf der Grimmaischen Straße, aber die Menschen, die mir begegneten, erschienen mir so durchaus unsympathisch, daß ich es nicht lange unter ihnen aushielt und auf mein Stübchen flüchtete. O wie unerträglich war doch das Leben!

Ich brütete vor mich hin, bis die Straßenlaternen ein trübes Licht bis zu mir hinaufsandten. Ich sah nach der Uhr. Es war erst sechs! Es war unmöglich, daß ich den ganzen Abend hier verbrachte. Ich eilte hinaus und ging ins Theater. Ich nahm auch jetzt wieder den ersten Platz. Mein Anzug, vielleicht auch mein Aussehen bewirkten, daß die eleganten Damen und Herren neben mir mich mit verwunderten und, wie es mir schien, verächtlichen Blicken betrachteten. Wie sollten sie nicht! Ich hatte ja nichts, was in der Welt geschätzt wird! Ich gehörte nicht in sie. Auch das Stück konnte mich nicht fesseln. Es war einer jener Schwänke, die nur dem Glücklichen ein paar fröhliche Stunden bereiten können. Mich beleidigte das ausgelassene Spiel, das hier mit den Menschen ge-

trieben wurde, das Lachen der Zuschauer kränkte mich, ihr dummes Beifallklatschen widerte mich an, aber ich hielt bis zum Schlusse aus. Dann gingen alle diese lachlustigen Menschen auseinander, und ich war wieder allein auf den Straßen, in denen ich nun umherirrte, bis es endlich zehn schlug. Nun eilte ich nach Hause, holte meine Waffe und wanderte langsam dem Rosentale zu.

Es war ein verhältnismäßig warmer, windstiller Abend. Es regnete, aber nicht stark, und mitunter fielen auch einige große Schneeflocken. Eine Weile leuchteten mir noch Laternen, dann aber umfing mich von allen Seiten der dunkle, schweigende Wald.

Obgleich mit einem geladenen Revolver unterwegs, um mir das Leben zu nehmen, empfand ich doch ein lebhaftes Furchtgefühl. Ich war mir des Widerspruches, der in diesen beiden Tatsachen liegt, voll bewußt, aber ich wurde trotzdem ein Gefühl des Grauens nicht los, und diese Empfindung galt nicht dem sicheren Tode, dem ich entgegenging, sondern den unbekannten Gefahren, die mich in der finsteren Einsamkeit rings um mich möglicherweise umgaben.

Der Boden war durch den Regen so erweicht, daß ich kaum meine eigenen Tritte hörte. Plötzlich rauschte es nicht fern von mir im Gebüsch und brach dann schnell durch die Zweige. Mir blieb das Herz stehen vor Furcht, und ich fühlte, wie sich mir das Haar sträubte. Sobald ich freilich meiner aufgeregten Nerven Herr geworden war, wußte ich, worum es sich handelte. Ich hatte ein Rudel Rehe erschreckt, das zur Tränke zog.

Ich setzte meinen Weg fort und erreichte das Wehr. Ich hatte gehofft, daß das Wasser hier wie gewöhnlich so stark rauschen würde, daß der Knall des Schusses darüber kaum vernehmbar sein konnte, aber der Wasserstand

war ein so hoher, daß die schwarze Flut fast geräuschlos über das Hindernis hinwegschoß.

Ich setzte mich auf eine Bank und wartete. In der Geburtsstunde des Jahres wird mit allen Glocken geläutet, und überdies ist es in Leipzig Sitte, daß die Leute in der Neujahrsnacht, wenn es zwölf Uhr schlägt, aus den Wirtshäusern ins Freie treten und das junge Jahr mit lautem Prost-Neujahr-Rufen begrüßen. Darauf rechnete ich, Glocken und Rufe mußten bis zu mir in die Einsamkeit dringen, wenn nicht aus Leipzig, so doch von einem naheliegenden Dorfe her.

Endlich ein dumpfer Klang und noch einer und wieder einer — die Neujahrsglocken. Und jetzt ein anderer Ton, der zusammengesetzt ist und doch in ein einheitliches Brausen zusammenklingt — die Rufe der Leute. Es war an der Zeit. Ich ergriff meinen Revolver und erhob mich. Aber ich blieb bewegungslos stehen, denn es war mir, als ob ich auf dem Wege, den ich selbst gekommen war, einen leisen Tritt hörte. Zweifellos — es kam jemand. Ich strengte meine Augen auf das äußerste an, aber ich konnte nur die Umrisse einer menschlichen Gestalt erkennen. Diese Gestalt trat jetzt von dem Wege in das Buschwerk, welches das Ufer des Flusses umsäumte.

‚Es muß sein,‘ klang es zu mir herüber, zitternd, verzweifelt.

Ich ließ den Revolver fallen, war mit einem Satz im Gestrüpp und umfing die Gestalt mit beiden Armen. ‚Was wollen Sie tun?‘ rief ich, und ich empfand es in diesem Augenblicke als das höchste Glück, daß ich trotz der Finsternis nicht fehlgegriffen hatte, nicht zu spät gekommen war.

Es währte eine Weile, bis der Mann in meinen Armen die Sprache wiederfand. Mein plötzliches Erscheinen hatte

ihn allzusehr erschreckt. ‚Ach, mein lieber Herr Schutzmann,‘ bat er endlich in kläglichem Tone, ‚lassen Sie doch einen alten Mann aus dem Leben gehen, der, schwach und krank, zu gar nichts mehr gut ist.‘

‚Schämen Sie sich, so zu reden,‘ rief ich. ‚Wer darf sagen, er sei zu nichts nütze? Und nun kommen Sie, setzen Sie sich zu mir auf die Bank und erzählen Sie mir, wer Sie sind und was Sie zu dem verzweifelten Entschlusse getrieben hat.‘

Wir setzten uns, und der Alte erzählte, während die Neujahrsglocken und das Toben der Übermütigen durch den entlaubten, dunklen Wald zu uns herüberklangen. Was er erzählte? Die Geschichte eines armen Mannes!

In mir aber ging unterdessen eine Wandlung vor sich, wie ich sie noch nicht erlebt hatte. Jenes Gefühl, das mich, den Selbstmörder mit dem Revolver in der Hand, antrieb, auf den Selbstmörder am Ufer des Flusses loszustürzen und ihn zurückzureißen, war so aus meinem innersten Herzen gekommen, mit solcher Allgewalt und so zweifellos aus dem Besten in mir, daß mir mein eigenes Vorhaben nicht nur wie die größte Torheit, sondern wie ein ungeheures Verbrechen erschien. Ich suchte den Revolver auf und schleuderte ihn ins Wasser. Ich wußte jetzt, daß das Leben nicht nur ein Gut ist wie andere Güter auch, ein relatives Gut, sondern ‚das Gut‘, das ‚Gut an sich‘!“

Der Professor schwieg. Er war, während er erzählte, sehr bleich geworden, und er fuhr sich mehrmals mit dem Tuche über die Stirn — das einst Erlebte stand offenbar auf das lebhafteste in seiner Erinnerung.

Wir blickten eine Weile schweigend vor uns hin. Dann nahm der Rechtsanwalt das Wort. „Der Satz bedarf

doch einer Einschränkung," sagte er. „Das Leben ist das höchste ‚irdische Gut'!"

„So meinte ich es," erwiderte der Professor.

Unser Wirt blickte auf die Uhr. „Es ist zehn Minuten vor zwölf," sagte er. „Sie haben uns einen großen Dienst erwiesen, Herr Professor. Wenn wir jetzt, ehe wir in perlendem Weine das neue Jahr willkommen heißen, nach unserer Sitte die Herzen zu Gott erheben, um ihm zu danken für alles, was wir im alten erleben durften, werden wir nicht vergessen, ihm auch dafür zu danken — daß wir überhaupt leben."

Arent Claessens Neujahrsgeschenk

Es war um die Zeit, da das Jahr unseres Herrn 1603 in das Jahr 1604 übergehen wollte, als der Apotheker des Großfürsten Boris Godunow, Herr Arent Claessen, aus seinem in der deutschen Vorstadt von Moskau gelegenen Hause auf den zu demselben gehörenden Hof hinaustrat. Vor der Treppe hielten zwei Schlitten. Der Hengst vor dem ersten war ein prachtvoller Schimmel, ein Geschenk des Großfürsten, und der Junge, der auf ihm saß, war auch so fein im Zeug, daß er von dem Bärenfell, mit dem der Schlitten bedeckt war, nicht abstach. Das andere Gespann war einfacher, und man sah auf den ersten Blick, daß es für den Diener bestimmt war; immerhin hätte mancher russische Landedelmann viel darum gegeben, den Fuchs sein eigen nennen zu können, denn auch dieser stammte aus des Großfürsten Gestüt. Mehrere russische Diener waren damit beschäftigt, einige aus Bast geflochtene Körbe, die Lebensmittel enthielten, an dem hinteren Teil der Schlitten zu befestigen.

Zugleich mit Arent Claessen trat auch dessen Ehefrau, Ilsabe Behrend, von der mit einem Dache versehenen Treppe her auf den Hof. Als sie die Körbe gewahr wurde, befahl sie den Dienern, von ihrer Arbeit zu lassen und ein paar Säcke herbeizuholen. „Tut jeden Korb zuvor in einen Sack," befahl sie, „und füllt diesen dann bis zum Rand mit Heu. So sieht niemand, daß der Herr etwas mit sich hat, was man essen kann."

Arent Claessen nickte seiner Frau mit einem freund-
chen Lächeln zu. „Du bist klug wie immer,“ sagte er.
ann wandte er sich nach der Haustür um: „Wo bleibt
er Hans?“

Dieser trat eben, mit einer schweren Muskete in der
and, aus dem Hause. Er war ein Lette, war seinerzeit
it einem Livländer von Adel aus Kurland nach Moskau
ekommen und stand nun schon seit zwanzig Jahren im
ienste Arent Claessens. „Verzeiht, Herr,“ sagte er,
daß ich Euch warten ließ, ich wollte aber noch ein Dutzend
ugeln mehr einstecken.“

„Mehr?“ fragte Herr Arent lächelnd. „Oder hat es
it diesen Kugeln eine besondere Bewandtnis?“

„Nun, Herr,“ erwiderte Hans offen, „diese Kugeln
nd an drei Freitagen nacheinander gegossen. Die
effen!“

„Ihr seid ein unverständiger, abscheulich abergläubi-
her Mann, Hans,“ sagte Frau Ilsabe. „Schämt Ihr
uch nicht, Ihr, ein Christenmensch, wenn auch ein un-
eutscher, an solche heidnische Tagwählerei zu glauben?
lber ich will es Euch um Eurer großen Treue willen
erzeihen. Hütet mir auch jetzt meinen lieben Herrn und
ringt ihn gesund und wohl wieder heim.“

„Das will ich mit Gottes Hilfe wohl tun,“ erwiderte
ans, trat an den Schlitten und schlug die Bärendecke
urück. Herr Arent umhalste noch einmal sein Weib,
lickte ihm in die lieben blauen Augen und legte sich dann
er Länge nach auf die weichen Felle, mit denen der
chlitten ausgeschlagen war. „Soll ich dir ein Neujahrs-
eschenk mitbringen?“ fragte er behaglich, während seine
rau die Bärendecke über ihn breitete.

„Ja, Arent, einen Schatz,“ erwiderte sie lächelnd und
at zurück.

„Ist alles fertig?“ fragte Herr Arent. „Hans, ist au
der Tag gut?“ rief Frau Ilsabe.

„Der Dienstag ist der beste Tag für den Beginn ein
Reise, Frau. Alles fertig, Herr!“

Zwei russische Diener öffneten das Tor, und die Schlitte
fuhren vom Hofe, daß der Schnee um sie herstob.

Frau Ilsabe blieb noch einen Augenblick stehen un
blickte auf die sich wieder schließenden Torflügel. M
einem schweren Seufzer wandte sie sich dann dem Hau
zu. Sie war eine tapfere Frau und das Kind einer rauhe
Zeit, aber es wollte etwas heißen in diesen Tagen, sei
Liebstes auf einer von Moskau ausgehenden Landstraß
zu wissen.

Als Frau Ilsabe in ihrem Zimmer allein war, sa
sie nieder auf ihre Kniee, reckte die gefalteten Hände ge
Himmel und flehte: „Erhalte ihn mir, barmherziger Got
den köstlichen Schatz, den du mir verliehen hast. Füh
ihn durch Hunger und Kummer unverletzt zurück in mei
Arme! Laß das mein Neujahrsgeschenk sein, und ich wi
dir danken, solange ich lebe.“

Es war aber damals ein furchtbarer Hunger un
Kummer, nicht allein durch ganz Rußland, sondern b
weit nach Litauen hinein, und selbst noch in Kurland war
mancher Mann und manches Weib damals mit Feu
verbrannt, weil sie ihren Mitchristen nächtlicherweile e
schlagen und sein Fleisch gegessen hatten. „Diese Teu
rung,“ berichtet ein Zeitgenosse, „fing an Anno 1601 un
dauerte bis ins 1604. Jahr, da eine Tonne Roggen z
zehn oder zwölf Florin galt (sonst pfleget eine Tonn
nicht mehr als ein Viertel Florin zu gelten) und d
Hungersnot im ganzen Lande durch und durch größ
war, als die Not bei Belagerung der Stadt Jerusalem
davon im Josepho zu lesen. Mit Gott und der Wahrhe

zu bezeugen, habe ich's mit meinen Augen gesehen, daß Menschen auf der Gasse gelegen, im Sommer Gras und im Winter Heu wie das Vieh gefressen. Etliche sind tot gewesen und in ihren Mäulern Heu und Stroh gestecket. Unzählig viel Kinder sind von ihren Eltern und die Eltern von ihren Kindern, auch der Gast vom Wirt und hinwiederum der Wirt vom Gast ertötet, geschlachtet, gekocht, das Menschenfleisch klein gehacket, in Piroggen, das sind Pasteten, verbacken, auf dem Markt für ander Tierfleisch verkauft und aufgefressen, daß ein Wandermann sich zur selbigen Zeit wohl hatte vorzusehen, bei wem er zur Herberge einkehrte. Wie nun solcher erschrecklicher, unmenschlicher und in einiger Region nimmer erhörter Mord, aus so grausamer Teuerung und Hungersnot verursacht, auskommt und auch in allen Gassen täglich so viel toter Leichname, die Hungers gestorben, gefunden worden, und es dem Großfürst Boris gemeldet wird, gedachte er solchem Übel und Strafe Gottes mit seiner Schatzkammer vorzukommen und ließ in der äußersten Stadt Mauern vier große Plätze verschränken, darinnen sich täglich morgens früh die Armen in der Stadt Moskau versammelten. Da wurde einem jeden Menschen an Geld ein Pfennig gegeben, davon gehen 36 auf einen gemeinen Taler. Von solchen Benefizien wurden die armen Bauersleute auf dem Lande verursacht, zu Hause alles stehen und liegen zu lassen, um solch ein Geld auch zu empfangen, mit Weib und Kind nach der Stadt Moskau zu laufen. Es hatte sich des armen Volkes dahin so häufig gesammelt, daß täglich bei 13 888 Taler mußten aufgehen. Das währte die ganze Zeit über, und mochte gleichwohl keine Linderung der Teuerung gespürt werden. Täglich wurden auf den Straßen hin und wieder so viel hundert Tote auf Befehl des Kaisers aufgesammelt und mit so vielen Wagen hin-

ausgeschleppt, daß es anzusehen (das magst du glauben)
sehr grausam und erschrecklich war. Ich bin von wahr-
haftigen Kanzleischreibern und Kaufleuten berichtet wor-
den, daß allein in der Stadt Moskau solche teuere Zei
über 500 000 Menschen Hungers gestorben."

So berichtet unser Gewährsmann. Andere Bericht
erstatter aus jenen Tagen fügen hinzu, daß die Wälde
voller Leute waren, die in ihrer Verzweiflung zun
Räuberhandwerk griffen und um die Wette mit den Wölfe
alles überfielen, dessen sie Herr werden zu können ver
meinten.

Trotzdem fuhr Arent Claessen seines Weges, ohne sic
großer Sorge hinzugeben. An Ausländer wagten sic
russische Räuber nicht leicht, dazu flößten ihnen dere
Musketen einen allzu großen Respekt ein. Mit einer solche
wußte auch unser Herr Arent gut umzugehen, wie e
denn, wenn es sich so fügte, gern den Gelehrtenrock au
zog und ihn mit dem Elenkoller des Kriegsmannes ve
tauschte. In der Schlacht bei Dobrinitschi, in der de
falschen Demetrius Laufbahn um ein Haar ein frühe
Ende fand, war er später unter den tapferen Reitern de
Kapitän Margeret einer der Tapfersten.

Während der Schlitten über die glatte Bahn der Lan
straße dahinflog, hing Arent Claessen, auf dem Rück
liegend und die Augen auf den wolkenlos blauen Himm
gerichtet, seinen Gedanken nach. Es fror nicht stark, u
es war ganz windstill, so daß nichts ihn von diesen abzo

Es war nun vierzig Jahre her, seit er als ein bl
junger Mensch aus Groningen nach Moskau gekomm
war. Damals herrschte Iwan der Schreckliche über Ru
land, und seine Eisenfaust lag schwer auf den Groß
des Landes; der geringe Mann aber hatte nichts zu b
fürchten, und der Ausländer fand, wenn er tüchtig u

bescheiden war, an ihm einen Gönner. Da es sich nun so fügte, daß Herr Arent dem nachherigen Zaren Boris Godunow, als dieser noch Bojar war wie andere auch, sich gefällig erweisen konnte, so wurde er von diesem, der ohnehin ein Freund der westeuropäischen Bildung war, in jeder Weise begünstigt. Schon unter dem Zaren Feodor erhielt er ein stattliches Lehngut von vierzig Bauern an der Straße nach Jaroslaw zu, und als nun gar Boris selbst seinem Schwager in der Regierung folgte, hatte Arent gute Tage. Er genoß sie nicht allein, denn er hatte sich schon bald, nachdem er zu einer angesehenen Stellung gelangt war, mit Ilsabe Behrend, der Tochter eines gefangenen Livländers aus Narwa, vermählt. Das war nun das Beste, was er tun konnte, sintemalen Herr Arent jetzt, nachdem ihre Ehe zwanzig Jahre gewährt hatte, der Meinung war, es habe niemals, seit die Welt stand, ein Weib gegeben, das seiner Ilsabe auch nur die Schuhriemen zu lösen würdig gewesen wäre.

So hätte denn Herr Arent ganz glücklich sein können, wenn Gott, der ihn sonst so reich gesegnet hatte, ihm nicht einen Segen vorenthalten haben würde, den Kindersegen nämlich. Für die Goldrollen, die Herr Arent alljährlich bei sich bietender sicherer Gelegenheit in seine Heimat schaffen ließ, war kein Erbe da. Herr Arent selbst litt nicht allzusehr darunter, Frau Ilsabe aber war es ein immer neuer Schmerz, daß sie, die doch sonst ihrem Gemahl jeden Wunsch erfüllte, noch ehe er ihm selbst recht zum Bewußtsein gekommen, in diesem Punkt außerstande war, das Verlangen seines Herzens zu erfüllen. Wohl hatte Herr Arent ihr den Vorschlag gemacht, eine deutsche Waise an Kindes Statt aufzunehmen, Frau Ilsabe wollte aber davon nichts wissen. „Ist es Gottes Wille,“ erwiderte sie, „daß wir dereinst abscheiden sollen, ohne

Leibeserben zu hinterlassen, so wollen wir unser Kreu
geduldig tragen und unsere Habe denen hinterlassen, vo
denen unser Heiland sagt, daß, wer sie aufnimmt i
seinem Namen, ihn aufnimmt. Will er aber meine Ge
bete erhören, so wird er schon Mittel und Wege finden
mir zu einem Kinde zu verhelfen, wie einst Sara, den
Weibe Abrahams.“

An alles dieses dachte Arent Claessen, während di
Wintersonne in dem Schnee viele tausend Edelsteine er
glänzen ließ und dieser unter den Schlittenkufen knirscht
und schrie, daß es eine seltsame, eintönige Melodie ergab
Er dachte dann auch an die Anordnungen, die er au
seinem Gute treffen wollte. Es war dringend notwendi
daß in solcher Zeit des Herrn Auge hin und wieder do
nach dem Rechten sah.

Die Landstraße, auf der die Schlitten dahinfuhre
war keineswegs unbelebt, sie begegneten vielmehr zah
reichen Bauern, die einzeln oder in kleinen Gruppen d
Hauptstadt zuwanderten. Es waren meist jammervol
von Hunger und Kummer ausgemergelte Gestalten, d
wenn der Schimmel sie erreichte, in den Schnee nied
sanken und mit kläglichen Stimmen um ein Almos
flehten; aber weder Herr Arent noch Hans richteten s
in ihren Schlitten auf, wenn solche jämmerliche Litanei
an ihr Ohr schlugen. Man war damals an sie allzuse
gewöhnt, und wer konnte auch bei so allgemeiner N
allen helfen!

Um die vierte, das heißt in dieser Jahreszeit um e
Mittagsstunde, erreichte man einen Krug, der am Ran
eines großen Waldes lag, den man durchfahren mus
Hier wurde zu längerer Rast eingekehrt. Der Krüger g
seinem vornehmen Gast bis vor die Tür entgegen, g
mit den Händen zur Erde in den Schnee, verneigte s

dann tief und bat, seinem niederen Dache die Ehre zu erweisen und bei ihm einzukehren. Da der Mann einen wenig vertrauenerweckenden Eindruck machte, hielt Herr Arent es für klüger, seine Körbe an ihrem Platz zu lassen und sich mit der Sauerkrautsuppe und dem zur Hälfte aus Baumrinde bestehenden Brot zu begnügen, welches beides ihm nach längeren Verhandlungen vorgesetzt wurde. Als er dann, aufbrechend, dem Wirt zu dem ausbedungenen Preise noch ein reichliches Trinkgeld gab, sagte dieser, indem er das empfangene Geld in den Mund nahm: „Ihr müßt Euch im Walde wohl vorsehen, gnädiger Herr, denn heute morgen kam hier ein junger Edelmann aus der Gegend von Jaroslaw durch, den hatten Iwaschko und seine Räuber so rein ausgeplündert, daß er nichts an sich behalten hatte als sein Hemd."

Herr Arent und Hans schütteten darauf frisches Pulver auf die Pfannen ihrer Musketen und hießen die Jungen auf den Pferden wohl achtgeben. Sie legten sich auch nicht wieder in die Schlitten, sondern knieten in denselben und blickten während der Fahrt scharf über den hohen Bug, der ihnen im Falle eines Angriffs eine treffliche Deckung bot. Sei es nun aber, daß Iwaschko und seine Gesellen anderweitig beschäftigt waren, oder sei es, daß sie sich nicht an einen Mann wagten, von dem nach dem Biberfell, das vom Chomut des Pferdes herabhing, anzunehmen war, daß er ein Beamter des Zaren war, jedenfalls erreichten unsere Reisenden nach dreistündiger scharfer Fahrt ungefährdet das andere Ende des Waldes und befanden sich nun auf einer Landstrecke, die, völlig baumlos, Räubern keinerlei Versteck bot. Unheimlich blieb die Gegend immerhin, denn die zahlreichen und großen Dörfer, durch die man fuhr, erschienen völlig menschenleer. Aus keiner Haustür quoll Rauch, kein Hund bellte,

kein Mensch ward sichtbar. Sämtliche Einwohner waren offenbar längst nach Moskau gegangen, um sich dort mit des Zaren Almosen notdürftig das Leben zu erhalten oder zu verhungern, wenn Gott und der heilige Nikolaus es so wollten.

Als die Dämmerung hereinbrach, hatten unsere Reisenden eben ein großes Dorf, das wieder ganz menschenleer erschien, durchfahren und sahen in weiter Ferne die dunklen Umrisse eines anderen auftauchen. Der Wald näherte sich hier wieder der Straße und sandte seine Ausläufer in der Form von mit Wacholderbüschen bestandenem Unland bis unmittelbar an sie heran. Die Jungen auf den Pferden wurden ängstlich und trieben die ermüdeten Tiere durch Hiebe mit ihren kurzen Peitschen zu schnellerem Laufe an. Plötzlich stutzte der Schimmel und blieb so jäh stehen, daß sein Reiter gegen das Krummholz geworfen wurde und der Fuchs weiter hinten um ein Haar in den Schlitten des Herrn Arent hineinsprang.

Mitten auf der Straße lag ein Gegenstand, der in der Dämmerung wie ein zusammengerollter Wolf aussah, sich aber durchaus nicht bewegte. Herr Arent sprang aus dem Schlitten und verhielt sich, das Gewehr schußfertig im Arm, eine Weile beobachtend. Dann ging er an dem ängstlich schnaubenden Hengste vorbei mutig auf das geheimnisvolle Etwas zu, und Hans folgte ihm, nachdem er den kurzen Säbel an seiner Seite gelockert hatte.

Als die beiden Männer nahe genug herangekommen waren, sahen sie, daß sie einen alten, zerrissenen Schafpelz vor sich hatten, der einen menschlichen Körper bedeckte. Sie schlugen den ersteren zurück und gewahrten ein etwa sechsjähriges Mägdelein, das lang ausgestreckt und völlig leblos auf dem Schnee lag. Das goldblonde Haupthaar, das völlig aufgelöst auf die Schultern herab

hing, umrahmte ein Antlitz, dessen Liebreiz aller erlittene Hunger und Kummer nicht auszulöschen vermocht hatten.

Von innigstem Mitleid ergriffen, hob Herr Arent die Kleine auf seinen starken Armen empor und legte sein Ohr auf ihre Brust. Es war ihm, als ob er durch das dünne Hemdchen einen Herzschlag verspürte.

„Das arme kleine Ding ist erfroren," sagte Hans teilnahmvoll und ergriff mit seiner derben, in einem wollenen Fausthandschuh steckenden Rechten die steif herabhängenden Händchen des Kindes. „Die Waldmutter wird es von Hause fortgelockt haben, und es wird dann auf dem Wege weitergewandert sein, bis es nicht mehr fortkonnte, hinsank und erfror. Die Waldmutter liebt solche kleine Mädchen."

Herr Arent hörte diese Worte. Er hörte auch das Krächzen einer Nebelkrähe, die über die Gruppe hinflog, und das Schnauben der Rosse, aber diese Töne nahm er gleichsam unbewußt wahr. Was er wirklich zu hören glaubte, und zwar mit seinem innersten Herzen, war ein ganz leiser Pulsschlag.

„Schweige!" flüsterte er und horchte, als ob an diesem Pulsschlag sein Leben hing. Und es war, als ob mit ihm nicht nur sein Diener, sondern auch die Natur den Atem anhielt, um auf den Pulsschlag dieses kleinen Wesens zu lauschen, das doch eben noch so einsam und verlassen dagelegen wie ein Stein, der von einer Fuhre auf den Weg gefallen.

„Sie lebt!" rief Herr Arent freudig.

Er wickelte die Kleine wieder in den zerrissenen Pelz, trug sie dann in seinen Schlitten und bettete sie warm und weich zwischen dem mit Rauchwerk ausgeschlagenen Boden und der Decke von Bärenfell.

„Herr, gebt sie mir," bat Hans.

„Vorwärts!“ rief Herr Arent.

Der Junge schwenkte die Peitsche. „Vorwärts, du meine Seele, du mein Täuberich,“ rief er dem Schimmel zu, „zeige, mein Engelchen, daß du aus des Zaren Marstall stammst! Vorwärts, mein Seelchen, wenn du nicht willst, daß die Wölfchen dir die Schenkel aufreißen und dein weißes Fleisch fressen!“

Es war, als ob der Schimmel seinen Reiter verstand. Lang ausgestreckt, griff er mächtig aus, daß der Schnee in Klumpen unter seinen Hufen weg über den Schlittenbug um Herrn Arents Haupt flog.

„Wanka,“ rief Herr Arent, der um des Kindes willen auf dem Rande des Schlittens saß, so daß seine Füße nach außen herabhingen, „gib scharf acht, ob nicht irgendwo noch Menschen hausen!“

Die Schlitten hatten den Anfang der Dorfstraße erreicht, und die Jungen ließen die Pferde langsamer gehen. Rechts und links vom Wege hoben sich, aus unbehauenen Balken roh gefügt, mit Brettern gedeckt, die niedrigen grauen Hütten von dem weißen Hintergrunde des Schnees ab, aber alles blieb totenstill. So war man bis zu der in der Mitte des Dorfes liegenden Kirche gekommen, als Wanka, der Junge auf dem Fuchs, plötzlich rief: „Ich sehe einen Lichtschein!“ Auch Herr Arent und Hans hatten es in einem neben der Kirche etwas abseits vom Wege liegenden Gebäude aufleuchten sehen. Sie glitten aus den Schlitten und eilten, die Musketen im Arm, auf das Haus zu. Richtig, durch die Spalten der geschlossenen Läden fiel roter Schimmer.

„He, ihr Christenleute,“ rief Herr Arent, indem er mit der Faust gegen die Tür schlug, „macht auf, im Namen des Zaren!“

Ein Lichtschein fiel nun auch durch die untere Tür-

spalte, ein schlürfender Schritt wurde vernehmbar, und eine greisenhaft klingende Stimme rief: „Um Christi willen, geht eures Weges mit Gott, Christen! Hier ist nichts zu haben.“

„Sie halten uns für Räuber,“ sagte Wanka vom Schimmel herab und lachte.

„Macht auf,“ rief Herr Arent nochmals. „Wir sind gute Leute, Diener des Zaren, und ihr habt nichts zu befürchten.“

Hinter der Tür flüsterte man. Dann wurde der hölzerne Riegel zurückgeschoben, und in der Tür erschien ein in einen alten zerrissenen Schafpelz gehüllter Greis, der einen brennenden Kienspan in der Hand hielt. Hinter ihm standen zwei Weiber und blickten aus tief in den Höhlen liegenden Augen halb erschreckt und halb neugierig auf die Fremden. Sie sahen so abgezehrt aus, daß sich ihr Alter nur schlecht erraten ließ, aber sie mochten eher jung als alt sein.

Herr Arent schlug die Bärendecke zurück, hob das Kind, das noch immer bewegungslos alles mit sich geschehen ließ, aus dem Schlitten und trug es in das Zimmer. In diesem herrschte eine Hitze, die ihm den Atem benahm, aber das war ihm für seinen Schützling ganz recht. Er legte diesen in seiner Umhüllung auf die weit vorsprin=gende Ofenbank, schlug dann seinen Pelz zurück und er=klärte den Hausbewohnern, die ihm gefolgt waren, die Sachlage. Die drei schlugen ein Kreuz gegen das Heiligen=bild in der Ecke hin. Dann sagte der Greis: „Wenn wir nur Branntwein hätten! Aber es ist kein Tropfen im Hause.“

Hans kam mit dem einen der Säcke herein, riß das Heu heraus und ließ ihm langsam den Korb folgen. Als Herr Arent den Deckel zurückschlug und der aus Schinken,

Eiern und Brot bestehende Inhalt sichtbar wurde, stieß das eine der Weiber einen seltsamen Schrei aus, der sich fast wie ein grelles Lachen anhörte, das andere aber packte Herrn Arents Arm fest wie mit einer Eisenklammer. Der Greis bewahrte seine Haltung, aber seine Augen funkelten wie Kohlen.

„Wartet noch einen Augenblick," sagte Herr Arent, „ihr sollt gleich so viel essen, wie ihr wollt, laßt mich aber erst die Branntweinflasche herausholen. So, da ist sie — aber wartet —"

Er zog sein Dolchmesser und schnitt den einen Laib in drei Teile. Die beiden Weiber griffen zu und bissen mit ihren weißen Zähnen in das Brot wie halbverhungerte Tiere. Der alte Mann warf sich erst vor dem Heiligenbilde nieder, bekreuzigte sich dreimal, brach das Brot und biß dann auch hinein.

Herr Arent wandte sich von den dreien ab und dem Kinde zu. Während er diesem Branntwein auf die Lippen strich, rannen ihm zwei große Tränen in den Bart.

Hans sah sich unterdessen in der Stube um. Sie war verhältnismäßig groß und hoch, und der Ofen hatte eine Esse. Sie mochten sich wohl bei dem früheren Dorfschulzen befinden.

Hans fragte, ob sich wohl Platz für die Pferde im Stall finde, und der Greis folgte ihm, eifrig kauend, auf den Flur und die Straße.

Die Weiber hatten ihr Brot in unglaublich kurzer Zeit heruntergeschlungen, der wildeste Heißhunger war gestillt, und Anstandsgefühl und Mitleid erwachten. Sie traten zu dem Kinde, dessen Kopf Herr Arent unterdessen auf seinen Schoß gebettet hatte, und das eine rieb ihm leise die Fußsohlen, während das andere seine Arme die Bewegung eines fliegenden Vogels machen ließ. Herr Arent

hieß das letztere schnell heißes Wasser herbeischaffen und vermischte dieses mit etwas Branntwein; davon flößte er dem Kinde mit einem Holzlöffel eine kleine Gabe ein.

Nach einiger Zeit schlug die Kleine die Augen auf und blickte starr auf die Gesichter, die sich über sie neigten. Herr Arent befahl Hans, der mittlerweile wieder in die Stube gekommen war, dem einen Weibe Mehl zu geben, damit es eine Suppe herstelle. Von dieser wurde dann von Zeit zu Zeit dem Kinde, das die Augen wieder geschlossen hatte, ein wenig in den Mund gegossen.

Herr Arent befahl, daß den Frauen reichlich von den Lebensmitteln mitgeteilt würde. Sie eilten zu dem auf dem Flur befindlichen Herde, und man hörte sie eifrig um das schnell entzündete Feuer hantieren. Nach einiger Zeit kamen auch der Greis und die Jungen herein. Der erstere holte eine alte grobe Wolldecke und verhing damit die Fensteröffnung von innen. „Wenn Vorübergehende wüßten, was wir hier haben,“ sagte sie, „sie fräßen es uns weg und uns selber dazu.“

Herr Arent hatte sich von Hans den Pelz abnehmen lassen und sah nun still zu, wie die Halbverhungerten alles, was ihnen geboten wurde, mit gleicher Hast herabschlangen: die Brühe, das Brot, den Schinken, die hartgekochten Eier. Dann wieder blickte er auf das bleiche Kinderantlitz in seinem Schoße herab, und die abgehärmten feinen Züge rührten ihn unbeschreiblich. Er sah sie nicht zum erstenmal. Vor vielen, vielen Jahren hatte er als Knabe sie schon erblickt, als sein einziges, heißgeliebtes Schwesterchen, das „Meisgen“, wie alle sie nannten, im Sterben lag.

Als an dem Tisch alles, was auf ihm stand, aufgegessen war, brachte Hans den Alten zum Sprechen. Mit eintönigem Tonfall erzählte der Greis, wie der Hunger und

Kummer im ersten Jahre begann; wie sie dann in dem zweiten ihr Vieh schlachteten; wie sie in dem dritten auch ihre Pferde verzehrten, und wie sie endlich ihren Hunden, ihren Katzen, den Ratten und Mäusen den Garaus machten. Zwei seiner Söhne und seine beiden Schwiegersöhne waren schon im zweiten Jahre nach Moskau gewandert, und man hatte nie wieder von ihnen gehört. Die Kinder der beiden Frauen waren im Elend zugrunde gegangen. Nun waren sämtliche Dorfbewohner verlaufen. „Herr," schloß der Alte, „als sie anfingen Kalbfleisch zu essen, da wußte ich, daß es nun bei uns werden würde wie in Sodom und Gomorra. Was war auch alles andere dagegen!"

„Ihr haltet das für eine so große Sünde?" fragte Hans.

„Herr," war die Antwort, „der alte Zar ließ jeden lebendig verbrennen, der also sündigte. Und er wußte, was recht war. Er, der Gottgeweihte! Daran aber erkennt man den gerechten Gott: wollen die Rechtgläubigen Kalbfleisch essen, so läßt er sie lieber sich selber auffressen wie die Wölfe im Walde."

Die Kleine seufzte tief auf. „Mütterchen!" rief sie, „Mütterchen!"

Aller Augen wandten sich ihr zu.

„Sei nur ruhig, deine Mutter kommt bald," sagte Herr Arent leise. Wie sie ihn so ansah, mit einem Blick voll stummer Qual, war sie ganz sein „Meisgen".

Sie war mittlerweile voll zum Bewußtsein gekommen und machte den Versuch, sich aufzurichten. Herr Arent half ihr, und sie saß schließlich, von seinem Arm umschlungen und ihren Kopf an seine Brust gestützt, neben ihm auf der Ofenbank. Ihre Augen flogen von einem der fremden Gesichter zum anderen. Das Gefühl völliger

Verlassenheit überwältigte sie; sie richtete sich auf, umklammerte Herrn Arents Arm und brach in lautes Schluchzen aus.

Keiner der Anwesenden blieb unbewegt. Die Rechtgläubigen bekreuzigten sich, Hans fuhr sich mit der Rechten über die Augen.

„Hol mich der Teufel, die Hitze hier treibt einem die Tränen ins Auge," sagte er.

„Warst du mit deiner Mutter unterwegs?" fragte Herr Arent so sanft, als wäre er selbst eine solche.

Die Kleine nickte.

„Ihr kommt aus euerm Dorf?"

„Ja."

„Und ihr wolltet nach Moskau?"

„Ja."

„Ihr verließt euer Dorf, weil ihr nichts mehr zu essen hattet?"

„Ja."

„Dein Vater ist tot?"

„Ja."

„Deine Mutter begleitete dich, bis du nicht mehr gehen konntest?"

„Ja."

„Und als du nicht mehr weiter konntest, was tat sie da?"

Verzweifeltes Schluchzen.

„Schlug sie dich, damit du weiter gingst?"

„Nein, nein!"

„Deckte sie dich da mit dem Pelz zu?"

„Ja."

„Herr, sie wird das Kind nicht haben sterben sehen können und wird in den Wald gelaufen sein," sagte das eine Weib leise.

„War es so?"

Schluchzen.

„Wie heißt du?"

„Ännchen."

Herr Arent hob die Kleine auf den Schoß. Ihr langes Haar lag auf seinem Arm wie lauteres, helles Gold.

„Ich will dich zu einer Mutter bringen," sagte Herr Arent mit fester Stimme. „Du sollst das Neujahrsgeschenk sein, das ich ihr mitbringe."

Sein Entschluß war gefaßt. Der Fall, den Frau Ilsabe als möglich vorausgesehen hatte, war eingetreten. Der Herr hatte einen Weg gefunden, ihnen beiden zu einem Kinde zu verhelfen.

Er war nun wieder ganz der alte klare Arent. Unter seiner Leitung bereiteten die Weiber der Kleinen ein leidliches Lager auf der Ofenbank. Dann richteten auch die anderen sich, so gut sie konnten, eine Ruhestätte her, und bald lagen alle in tiefem Schlaf. Nur Herr Arent wachte noch lange und überlegte, wie er das Kind nach Moskau schaffen konnte. Bis zu seinem Gut hatte er noch zwei Tagereisen. Daß die Kleine mit ihren geschwächten Kräften eine so weite Winterreise nicht aushalten konnte, lag auf der Hand. Er mußte deshalb morgen nach Moskau zurück und sich von seinem Vorgesetzten einen neuen Urlaub erbitten. Das war, obgleich der betreffende Bojar, Iwan Godunow, ein Vetter des Großfürsten, Herrn Arent sehr wohlgesinnt war, immerhin mit lästigen Förmlichkeiten verbunden. Oder konnte er Ännchen für die Zeit seiner Weiterreise bei seinen jetzigen Wirten lassen? Diese machten eigentlich den Eindruck von anständigen, guten Menschen. Wenn er sie reichlich mit Lebensmitteln versah, war anzunehmen, daß sie die Kleine bis zu seiner Rückkehr gut halten würden. Aber nein, nein. Es war doch besser,

:nn er die Mühe nicht scheute und morgen nach Moskau
rückkehrte.

Und allmählich gingen Herrn Arents Gedanken in ein
:aumbild über. Sein Schlitten hielt bereits vor der
:eppe seines Hauses, und er hielt Ännchen, das nun
nz, ganz so aussah wie sein verstorbenes Meisgen, Ilsabe
tgegen, die sie mit freudestrahlenden Augen in Empfang
ıd an ihr Herz nahm.

Herr Arent erwachte davon, daß es im Ofen knisterte
ıd knallte. Der Alte hatte ein paar Stücke Holz auf
e noch vom Abend her glimmenden Kohlen gelegt. „Ich
ill in den Stall gehen und die Jungen wecken, Herr,"
gte er, als er Herrn Arents Augen auf sich gerichtet
h. „In zwei Stunden wird es Tag."

Auch die Weiber erhoben sich, alles stand auf.

Als Herr Arent die Kleine untersuchte, kam er zu der
berzeugung, daß sie die Fahrt nach Moskau nicht aus=
ılten würde. Was nun tun? Sollte er noch einen Tag,
elleicht noch mehrere Tage in dem ausgestorbenen Dorf
eiben, dann nach Moskau zurückkehren und in acht
agen von neuem aufbrechen? Er konnte es, denn es
:hlte ihm nicht an Lebensmitteln, und die Reise ließ sich
hließlich immerhin um eine Woche verschieben. Aber
er Gedanke, hier mehrere Tage müßig zu verbringen,
ar doch ein schrecklicher. Unter diesen Umständen kam
: auf die Möglichkeit zurück, die er am Abend in Er=
ägung gezogen hatte. Herr Arent betrachtete den Greis
nd seine Schwiegertöchter aufmerksam. Der Hunger
atte in ihre Gesichter tiefe Furchen gezogen, aber er hatte
en ihnen ursprünglich eigenen Ausdruck angeborener
Gutmütigkeit nicht zu verwischen vermocht.

Herr Arent entschloß sich, die Kleine bei den Leuten
u lassen und weiterzufahren. Er rief den Bauer und

seine Schwiegertöchter auf den Flur und teilte ihnen leise seine Absicht mit: „Wenn ihr mir die Kleine gut behütet und ich sie gesund wiederfinde,“ sprach er, „so will ich euch für diesen Winter in mein Haus aufnehmen. Wo vierzehn Menschen satt werden, wird es auch für siebzehn langen. Ihr mögt euch dafür nützlich machen, wie ihr könnt.“

Die drei fielen vor Herrn Arent nieder, küßten den Saum seines Rockes und schwuren, sie wollten die Kleine bewahren wie ihren Augapfel.

Als Herr Arent Hans seinen Entschluß mitteilte und ihm befahl, die Leute reichlich mit Lebensmitteln zu versehen, sagte dieser: „Sollen wir die Kleine nicht lieber mitnehmen, Herr?“

„Sie hält es nicht aus, Hans.“

„Vielleicht doch. Sie kann auch hier sterben, Herr!“

„Sie wird es nicht, Hans, wenn sie Ruhe hat und gut gepflegt wird. Ich halte die Leute hier für gute Menschen.“

„Ich auch, Herr.“

Als die Schlitten vor der Tür hielten, ging Herr Arent noch einmal zu seinem Kinde und beugte sich auf dasselbe herab. Es schlief fest, und die kleine Brust hob und senkte sich, den regelmäßigen Atemzügen folgend.

„Ihr werdet sie mir bewahren,“ sagte Herr Arent mit einem Blick auf das Heiligenbild.

„Wie unser eigen Kind, Herr,“ erwiderte das jüngere Weib und hob die Rechte wie zum Eidschwur.

Als Herr Arent wieder auf der Landstraße war, empfand er auf seinem Herzen einen schweren Druck. Und das blieb auch so auf der ganzen Reise. Ich hätte Ännchen doch erst nach Moskau bringen sollen, dachte er immer wieder.

Sie fuhren zwei Tage lang immer durch menschen-
re Dörfer, tote Schneefelder und schweigende Wälder.
e Nacht verbrachten sie in einem verlassenen Dorfkruge,
Musketen im Arm.

Auf dem Gute fand Herr Arent alles in Ordnung.
e reichlich vorhandenen Vorräte wurden umsichtig ver-
t, und die Korngruben enthielten noch ausreichend
atkorn für den Frühling.

Sobald Herr Arent seine Geschäfte erledigt hatte,
ch er wieder auf. Es war nur drei Tage her, seit er
nchen verlassen hatte, und die Sorge um sie war keinen
genblick von ihm gewichen. Es war ihm, als ob jeder-
eine Stimme zu ihm spräche: „Du hättest die Kleine
ht verlassen sollen. Man soll das Gute, das man tun
n, nicht aufschieben." Mitunter war es Herrn Arent,
ob diese Stimme auch äußerlich an sein Ohr klänge.

Am Abend hatten sie wieder den verlassenen Krug
eicht und saßen schweigend am Herde, auf dem ein
r aus einem Zaun gerissene Holzstecken brannten. Die
mme erhob zum tausendstenmal ihre Anklage, und
r Arent erwiderte zum tausendstenmal: „Was soll
nchen denn geschehen? Ich verstehe mich doch auf die
nschen. Die Leute sind gut geartet, und an Lebens-
teln fehlt es ihnen nicht."

„Herr," sagte Hans plötzlich, „wenn andere Leute den
erschein gesehen haben wie wir, sind sie alle verloren."

Herr Arent sprang auf: „Wer sollte wohl durch das
rf kommen? Wir sind niemand begegnet."

„Die, die ich meine, Herr, reisen nicht am Tage. Es
wegen der Lebensmittel."

Herr Arent ging mit großen Schritten in der Krug-
e auf und ab. „Ob die Pferde es wohl aushielten,
ns?"

„Gleich nicht, Herr, aber wir wollen früh aufbrechen."

Als die Mehlsuppe fertig war, konnte Herr Arent nichts genießen. Die Möglichkeit, die Hans angedeutet hatte, war zu entsetzlich.

„Der Alte war vorsichtig, Hans," sagte er. „Er hing eine Decke vor die Fensteröffnung."

„Wir sahen den Lichtschein doch, Herr."

Dagegen ließ sich nichts erwidern.

Herr und Diener verbrachten die Nacht schlaflos. Lange vor Tagesanbruch waren sie wieder unterwegs.

Es taute. Ein leichter Nebel lag über dem Land und an den Bärten der Männer hingen Tropfen wie Tränen.

Die Pferde griffen aus, soviel sie konnten, es war noch nicht Mittag, als die Reisenden sich dem Dorf näherten, in dem sie Ännchen zurückgelassen hatten. „Lieber Gott," flehte Herr Arent, „laß mich, laß mich sie finden."

Da war die Kirche, da war das Haus. Mit einem Satze waren die Männer aus den Schlitten und an der Tür. Sie war nur angelehnt, aber sie ließ sich schwer öffnen. Endlich gelang es, und Herr Arent trat ein. Mit einem Schrei fiel er gegen die Wand zurück. Zu seinen Füßen lag, inmitten einer Blutlache, der Greis mit gespaltenem Kopf.

Hans eilte an seinem Herrn vorüber in die Stube. Auf dem Fußboden gewahrte er, neben den ebenfalls erschlagenen Weibern, Klein-Ännchen, eine furchtbare Wunde mitten in der Stirn.

Es bedurfte harter Arbeit, bis es den Männern gelang, auf dem Hofe eine Grube zu graben, in der die vier Leichen zur letzten Ruhe gebettet werden konnten. Klein-Ännchen ließen sie als die letzte herab. Hans legte ihr noch ein paar grobe Nadeln und einen Knäuel Zwirn, die er a

eisen immer mit sich führte, mit in das Grab. „Sie ll nicht ohne Nadel und Zwirn die weite Reise antreten," gte er.

Herr Arent nickte still vor sich hin.

Am Abend des nächsten Tages, am Neujahrsabend er Abendländer, hielt Herr Arent wieder auf dem Hofe ines Hauses in Moskau.

Frau Ilsabe kam ihm auf der halben Treppe entgegen. Nun, da bist du ja, mein herzlieber Schatz," rief sie ichend, „und du hast mir damit das schönste Neujahrs-eschenk mitgebracht!"

Da fiel er ihr laut schluchzend um den Hals. Drinnen i der Stube hat er ihr dann erzählt, wie er ihr einen nderen Schatz als Neujahrsgeschenk mitbringen wollte — nd wie er ihn verlor.

Druck der
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Bücher aus Kurland von Carl Worms:

Du bist mein

Gebunden

Ein Zeitroman in zwei Büchern
2. Auflage — 5 Mark 50 Pf.

Thoms friert

Ein Roman aus der Gegenwart
3. und 4. Auflage — 5 Mark 50 Pf.

Die Stillen im Lande

Drei Erzählungen aus dem Winkel.
2. Auflage — 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Unser Kind — Finis Poloniae — Sonnenbrüder

Erdkinder

Roman. 4. Auflage — 5 Mark

Überschwemmung

Eine baltische Geschichte. 2. Auflage — 4 Mark

Aus roter Dämmerung

Baltische Skizzen. 2. Auflage — 4 Mark

Inhalt: Ich bleibe — Die Mutter — Prinz rich — Der große Hintergrund — Der Seelen= tter — Ein krankes Mädchen

Schloß Mitau

Bilder aus Kurlands Vergangenheit. 2. Auflage — 4 Mark

Inhalt: An der Aa — Der König von Livland. 1572 — Wie ne Herzogin nach Kurland kam. 1566 — Johannisminne. 1615 — t. Michael über dir! 1658 — Die große Ambassade. 1697 — Um ne Herzogskrone. 1727 — Tetsch und Schwander. Um 1786 — ie stillen Mühlen. 1792 — Gespenster. 1806 — Allerseelen. 1860 — us Mitaus Särgen. 1916

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Und doch!

Ein Roman aus Kurlands Leidenstagen

von

Mia Munier-Wroblewska

Gebunden 6 Mark

Die Verfasserin, von Geburt selbst Baltin, gibt in diesen Roman ein Gemälde der Leidenszeit, die das große Völker-drama über ihre Heimat, das „Gottesländchen“ Kurland, un ihre Stammesbrüder gebracht hat. Wie diese, vor dem Welt-krieg in ihrem völkischen Empfinden lau und gespalten, unte schwerer Bedrückung ihre Gleichgültigkeit abschüttelten, sich unte heftigen inneren Kämpfen und Konflikten bewußt als Deutsch zueinander fanden und zu einem Trotz durchrangen, dem ei festes: Und doch! nationaler Selbstbehauptung im Herzen glüh das ist der Inhalt dieser Erzählung, die in einer Fülle vo Bildern das Schicksal Kurlands bis zu seiner Besetzung durc die Deutschen interessant und eigenartig bespiegelt.

Dabei wird dieser Ausschnitt aus der allgemeinen Wel tragödie in bewegter Seelenschilderung warmblütig fühlend Einzelmenschen gegeben, die einer kurländischen Adelsfamilie m ihrem engeren und weiteren Lebenskreis entnommen sind und ihrer anschaulichen Schilderung verraten, daß sie von der Ve fasserin mit nahem und vertrautem Auge gesehen wurden.

Cotta'sche Handbibliothek

Jede Nummer ist einzeln käuflich

Die eingeklammerten Zahlen geben die Nummern der Handbibliothek an

Die mit * bezeichneten Nummern sind auch leicht gebunden zu haben

Preis für den Einband 40 Pf.

Bisher erschienen:

	Preis geheftet M	Pf
Anzengruber, Die Heimkehr und andere Geschichten [98]	—	25
—„— Der ledige Hof. Schauspiel [66]	—	30
*Auerbach, Deutsche illustrierte Volksbücher. Mit über 400 Bildern nach Originalzeichn. von M. Artaria, K. Hoff, E. Ille, W. v. Kaulbach, A. Menzel, P. Meyerheim, A. v. Ramberg, L. Richter, J. Scholz, E. Schurth, M. v. Schwind, P. Thumann u. a.		
10 Bände geheftet zu je 40 Pf.	4	—
3 Bände gebunden zu je M. 2.—	6	—
1. Band: Gellerts letzte Weihnachten — Die Gesellschafterin, wie sie sein soll — Der erste Ehestreit — Adam und Eva auf dem landwirtschaftlichen Fest — Gleiche Wärme für alle — Verrechnet — Böse Saatfrucht — Huzel und Pochel — Vormundschaftlicher Rat — Der Straßen-Mathes — Der Erfolg entscheidet — Was ist Humanität? — Mit 37 Bildern [144] . .	—	40
2. Band: Die Frau des Geschworenen — Der erste Schulgang — Die Friedenseiche — Der englische Angler — Der Steinklopfer — Nur eins — Der Blitzschlosser von Wittenberg — Das Landhaus an der Bahn — Mit 43 Bildern [145]	—	40
3. Band: Die Stiefmutter — Ein Friedenssoldat — Eine Meßpredigt zur Leipziger Messe — Die Albums der Albernheit — Besinn dich! — Mit 34 Bildern [146]	—	40
4. Band: Joseph und Benjamin — Neue Stücklein vom Gevattersmann — Wie der Weltweise Moses Mendelssohn seine Frau gewann — Friedrich der Große von Schwaben [Zu Schillers hundertstem Geburtstag] — Hartes Brot — Lederherz — Der Genesende — Der Baum vor meinem Fenster — Nur eine kleine Geschichte — Mit 45 Bildern [147] .	—	40
5. Band: Der Bierbrauer von Kulmbach — Neue Geschichten des Gevattersmanns — Aus dem Gedenkbuch des Pfarrers vom Berge — Im Spielwarenladen — Das erste Mal wirkt's — Mit 29 Bildern [148]	—	40
6. Band: Der gefangene Gevatter — Der Prellschuß — Hechingen und Florenz — Zum Tierschutz — Der Nasenring — Nur immer ordonnanzmäßig — Das Frankfurter Los — Schule und Leben — Neue Stücklein vom alten Gevattersmann — Blicke in Kinderherzen — Das Stein-Duell — Der Notpfennig — Laß die Sonne in deinem Jahre aufgehen! — Mit 50 Bildern [149]	—	40
7. Band: Das Glück auf der Extrafahrt — Brief eines alten Turners aus Süddeutschland — Neue Stücklein vom alten Gevattersmann — Zwei Feuerreiter — Benigna — Hol' über! — Mit 47 Bildern [150]	—	40

	Preis geheftet M	₰
*Auerbach, Deutsche illustrierte Volksbücher		
8. Band: Chronik eines Finkennestes — Michel Phönix — Zwischen Straßburg und Appenweier — Wie Friedrich Rückert seine Lieder singen hörte — Neue Stücklein vom alten Gevattersmann — Der letzte Hofmops — Drei Rauchergeschichten — Auf Tod und Leben — Ostergedanken — Eine Stunde nach dem Feste — Deutsche Festmahle — Mit 44 Bildern [151]	—	40
9. Band: Der Wettpflüger — Zwei Schützenbriefe — Vom Grüßen — Eine Stiftung in die lebendige Hand — Die Verlobung auf dem Rigi — Mit 32 Bildern [152]	—	40
10. Band: Mumien-Weizen — Wie schreibt man's? — Neue Stücklein vom alten Gevattersmann — Schmuggel und Ehrenwort — Die gute alte Zeit — Vom Kunsthandwerk — Unter Fichten — Dem freundlichen Leser zum Abschied! — Immerwährender Kalender für Leib und Seele — Mit 46 Bildern [153]	—	40
*—„— Edelweiß. Erzählung [83]	1	—
*—„— Florian und Kreszenz [168]	—	25
*—„— Die Frau Professorin [163]	—	40
*—„— Die Geschichte des Diethelm von Buchenberg [158]	—	75
*—„— Ivo, der Hajrle. Erzählung [159]	—	60
*—„— Joseph im Schnee [169]	—	40
—„— Die Kriegspfeife [176]	—	40
*—„— Der Lehnhold [167]	—	50
*—„— Des Lorles Reinhard [164]	—	50
*—„— Das Nest an der Bahn [166]	—	45
*—„— Spinoza. Ein Denkerleben [41]	1	20
*—„— Sträflinge [165]	—	25
*—„— Der Tolpatsch. Der Tolpatsch aus Amerika [170]	—	50
Baumbach, R., Das Wasser des Vergessens [84] . . .	—	25
Birt, Theodor, Schiller der Politiker im Licht unserer großen Gegenwart [184]	—	60
*Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin. Ausgewählt und mit einem erläuternden Anhange herausgegeben von Eduard v. d. Hellen [177] . . .	1	70
In vornehmem Geschenkband	3	—
*Bismarck und Wilhelm I. in ihrem Briefwechsel (siehe Wilhelm I.)		
*Bürger, Gedichte. Mit Einleitung von R. M. Werner [67]	—	70
Calderon, Der Richter von Zalamea. Schauspiel. Übersetzt von Adolf Wilbrandt [42]	—	30
*Droste-Hülshoff, A. v., Lyrische Gedichte [37] . . .	—	70
—„— Die Judenbuche [99]	—	20
*Ebner-Eschenbach, M. v., Ein Spätgeborner [68] . .	—	40
*Fischer, Max, Heinrich Heine der deutsche Jude [188]	—	60
—„— Heinrich v. Kleist der Dichter des Preußentums [185]	—	60
*Fontane, Theodor, Ausgewählte Balladen [141] . .	—	40
*—„— Märker. Eine Auswahl biographisch-historischer Darstellungen aus den „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" herausgegeben von Hermann Berdrow [183]	1	—
*—„— Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Auswahl, von Herm. Berdrow [121]	1	—
*Franzos, Karl Emil, Der alte Damian [100]	—	25
—„— Der Hiob von Unterach [181]	—	40
*—„— Die braune Rosa und andere Erzählungen [195] .	1	—

	Preis geheftet M	Pf.
*Freiligrath, Ferdinand, Gedichte [123]	1	—
*—„— Neue Gedichte [124]	1	—
Graf Gobineau, Das rote Tuch. Novelle. Deutsch von Rudolf Schlösser [197]	—	40
*Göring, H., Lessings Leben [69]	—	60
Goethe, Egmont. Mit Einleitung von Goedeke [23] . .	—	20
*—„— Faust. Mit Einleitung von Goedeke. Erster Teil [125]	—	30
*—„— —„— Zweiter Teil [126]	—	30
Beide Teile in einen Band gebunden	1	20
—„— Götz von Berlichingen. Mit Einleit. v. Goedeke [24]	—	25
—„— Hermann und Dorothea. Mit Einleit. v. Goedeke [22]	—	20
—„— Iphigenie. Mit Einleitung von Goedeke [25] . .	—	20
*—„— Die Leiden des j. Werthers. Mit Einl. v. Goedeke [48]	—	25
*—„— Wilhelm Meisters Lehrjahre. 2 Teile Mit Einleitung von Goedeke. Erster Teil [44] . .	—	60
*—„— —„— Zweiter Teil [45]	—	70
Beide Teile in einen Band gebunden	1	90
—„— Reineke Fuchs. Mit Einleitung von Goedeke [127]	—	30
*—„— Torquato Tasso. Mit Einleitung von Goedeke [46]	—	25
*Goethes Briefe. Ausgewählt und mit Anmerkungen herausgegeben von Eduard v. d. Hellen. (In 6 Bänden) Band 1 (1764—1779) [26]	—	70
*—„— —„— Band 2 (1780—1788) [47]	—	70
*—„— —„— Band 3 (1788—1797) [70]	—	70
*—„— —„— Band 4 (1797—1806) [101]	—	70
*—„— —„— Band 5 (1807—1818) [155]	—	70
*—„— —„— Band 6 (1819—1832) [186]	—	70
*Goethes Briefe an Frau von Stein nebst dem Tagebuch aus Italien und Briefen der Frau von Stein. Mit Einleitung von K. Heinemann. 4 Bände *Band 1 [102] — 60 Pf. *Band 2 [103] — 60 Pf. *Band 3 [104] — 60 Pf. *Band 4 [105] — 70 Pf.	2	50
*Goethes Briefwechsel mit einem Kinde Mit Herman Grimms Lebensbild „Bettina von Arnim" als Einleitung. 3 Bände Band 1 [132] — 70 Pf. Band 2 [133] — 60 Pf. Band 3 [134] — 50 Pf.	1	80
Die drei Bände in einen Band gebunden	2	40
*Goethe und Werther. Briefe Goethes, herausgegeben von A. Kestner. Mit 2 Bildnissen und 3 Faksimiles. 3. Aufl. [162]	—	80
*Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich v. Müller. Herausgeg. von C. A. H. Burkhardt [85]	1	—
*Goethes Mutter. In einer Auswahl aus ihrem Briefwechsel dargestellt von Eduard v. d. Hellen [157]	1	—
Grillparzer, Die Ahnfrau. Mit Nachwort von H. Laube [3]	—	30
—„— Ein Bruderzwist in Habsburg [12]	—	30
—„— Ein treuer Diener seines Herrn Mit Nachwort von Heinrich Laube [6]	—	25
—„— Esther — Hannibal — Psyche [11]	—	20
*—„— Ausgewählte Gedichte [15]	—	60
—„— Die Jüdin von Toledo [13]	—	25
—„— Das Kloster bei Sendomir — Der arme Spielmann. Erzählungen [14] . . .	—	20
—„— König Ottokars Glück und Ende Mit Nachwort von Heinrich Laube [5]	—	30
—„— Libussa [10]	—	25

	Preis geheftet: M	₰
Grillparzer, Des Meeres und der Liebe Wellen Mit Nachwort von Heinrich Laube [7]	—	25
—„— Sappho. Mit Nachwort von Heinrich Laube [4]	—	25
—„— Selbstbiographie [16]	—	40
—„— Der Traum, ein Leben. Mit Nachwort v. H. Laube [5]	—	25
*—„— Das goldene Vlies		
I. Der Gastfreund — Die Argonauten [1]	—	30
II. Medea. Mit Nachwort von Heinrich Laube [2]	—	25
Beide Bände in einen Band gebunden	—	95
—„— Weh dem, der lügt! Mit Nachwort von H. Laube [9]	—	25
Grillparzers Briefe und Tagebücher. Mit Anmerkungen herausg. von C. Glossy u. A. Sauer. Bd. 1: Briefe [106]	—	60
—„— —„— Band 2: Tagebücher [107]	—	70
***Grün**, Anastasius, Nikolaus Lenau. Lebensgeschichtliche Umrisse. Mit einem Anhang: Briefe von und an Lenau, ausgew. u. erläutert von Johs. Proelß [21]	—	50
***Hartmann**, Moritz, Der Krieg um den Wald [48]	—	50
***Hauff**, Lichtenstein [33]	—	70
*—„— Märchen [49]	—	80
Hausschatz, humoristischer. Für das deutsche Volk herausgegeben von Ernst Eckstein. 6 Bände		
*1. Band: Erzählende Beiträge von Riehl, Cohnfeld, Anzengruber, Schücking, Wilbrandt, Heyse, Hackländer, Auerbach [115]	1	—
*2. Band: Erzählende Beiträge von Rosegger, Rossak, Merckel, Schaumberger, Lorm [116]	1	—
*3. Band: Erzählende Beiträge von Rodenberg, Spielhagen, Wellmer, Steub, Lenz, Zschokke [117]	1	—
*4. Band: Erzählende Beiträge von Seidel, Glaßbrenner, Wichert, Gaudy, Reuter [118]	1	—
*5. Band: Erzählende Beiträge von Raabe, Rosenthal-Bonin, Stettenheim, Schmidt-Cabanis, Knigge, Franzos, Mauthner [119]	1	—
*6. Band: Erzählende Beiträge von Schmidt-Cabanis, Gaudy, Alexis, Sacher-Masoch, Müller [120]	1	—
Hebbel, Demetrius. Vollendet von Otto Harnack [161]	—	50
—„— Genoveva. Tragödie. Mit Einl. von R. Specht [71]	—	40
—„— Judith. Tragödie. Mit Einl. von R. Specht [86]	—	25
—„— Maria Magdalene. Trauersp. Einl. v. R. Specht [87]	—	20
—„— Mutter und Kind. Dichtung. Einl. v. R. Specht [88]	—	25
***Hebel**, Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes. Mit 60 Holzschnitten. Cotta'sche Original-Ausg. [156]	—	70
***Heer**, Die Luftfahrten des Herrn Walter Meiß und andere Novellen [174]	1	—
*—„— Martin Hächlers Erlebnisse. Erzählung [192]	—	80
***Heine**, Buch der Lieder. Einleitung von St. Born [38]	—	60
*—„— Romanzero [50]	—	60
***Herder**, Stimmen der Völker in Liedern [72]	—	75
***Herzog**, Rudolf, Ausgewählte Novellen [175]	1	—
Heyse, Paul, Getreu bis in den Tod — Erkenne dich selbst. Zwei Novellen [108]	—	30
*—„— Der Kreisrichter — Rita. Zwei Novellen [178]	—	70
Hofer, Klara, Maria im Baum. Erzählung [189]	—	40
***Hoffmann**, E. Th. A., Kater Murr [51]	—	90
Hoffmann, Hans, Vom guten und schlechten Wein [122]	—	25

	Preis geheftet ℳ	₰
Höffner, Johannes, Das Ende des Girolamo Minotto. Novelle [193]	—	40
Hölderlin, Gedichte [35]	—	60
Homers Odyssee. Übersetzt von Joh. Heinr. Voß [34]	—	60
Jean Paul, Doktor Katzenbergers Badereise [73]	—	60
Jodl, Friedrich, Zur neueren Philosophie und Seelenkunde. Aufsätze. Ausgewählt und herausgegeben von Wilhelm Börner [198]	1	—
Keller, G., Die drei gerechten Kammmacher [52]	—	30
—„— Pankraz der Schmoller. Erzählung [89]	—	30
Beide Erzählungen in einen Band gebunden	1	—
—„— Ausgew. Gedichte. Herausgeg. von Ad. Frey [131]	1	—
—„— Romeo und Julia auf dem Dorfe. Erzählung [199]	—	60
Kinkel, G., Otto der Schütz [171]	—	50
Kleist, Heinr. v., Michael Kohlhaas. Erzählung [53]	—	25
—„— Der zerbrochne Krug. Lustspiel [54]	—	25
—„— Prinz Friedrich von Homburg. Schauspiel [55]	—	20
Körner, Zriny. Trauerspiel [56]	—	25
—„— Lustspiele [57]	—	80
Koser, R., Aus dem Leben Friedrichs des Großen [179]	—	30
Kossak, Margarete, Der Liebeszauber vom Glérafoß. Novelle [139]	—	30
Kurz, Hermann, Der Sonnenwirt. 2 Bände [74/75]	1	30
Beide Bände in einen Band gebunden	1	90
Lenau, Die Albigenser [19]	—	25
—„— Faust — Don Juan — Helena [18]	—	30
—„— Gedichte [17]	—	80
—„— Savonarola [20]	—	30
Lessing, Emilia Galotti. Mit Einleit. v. Hugo Göring [30]	—	20
—„— Minna von Barnhelm. Mit Einleit. v. H. Göring [29]	—	20
—„— Miß Sara Sampson. Mit Einleit. v. H. Göring [76]	—	20
Lindau, Paul, Arme Mädchen. Roman [190]	1	60
Loti, Japanische Herbsteindrücke [142]	—	60
Mérimée, Die Mißvergnügten. Lustspiel. Deutsch von Anton Bettelheim [154]	—	25
Molière, Die gelehrten Frauen. Übers. von L. Fulda [90]	—	30
Molo, Walter v., Der Große Fritz im Krieg [194]	—	40
Mörike, Erzählungen [130]	—	70
—„— Gedichte [128]	—	70
—„— Maler Nolten. Roman [129]	1	—
Niessen-Deiters, Leonore, Die Unschuld vom Lande und andere nette Geschichten. 11.—15. Tsd. [191]	1	—
Nissel, Fr., Agnes von Meran. Trauerspiel [140]	—	40
—„— Ein Nachtlager Corvins. Historisches Lustspiel [77]	—	40
Paoli, Betty, Ausgewählte Gedichte Mit einer Einleitung von M. v. Ebner-Eschenbach [91]	—	40
Pantenius, Th. H., Kurländische Geschichten [200]	1	—
Riehl, W. H., Die deutsche Arbeit [180]	1	20
—„— Ein ganzer Mann. Roman [187]	1	—
—„— Meister Martin Hildebrand. Novelle [160]	—	30
—„— Ovid bei Hofe. Novelle [58]	—	40
Roquette, Rebenkranz zu Waldmeisters silberner Hochzeit [78]	—	50
Rückert, Liebesfrühling nebst Vorfrühling: Agnes' Totenfeier und Amaryllis [32]	—	80
Schack, A. F. Graf v., Die Plejaden. Dichtung [59]	—	50
—„— Strophen des Omar Chijam [36]	—	40

	Preis geheftet M	₰
*Schiller, Gedichte. Mit Einleitung von Goedeke [109] .	—	50
—„— Die Braut von Messina. Einleit. von Goedeke [110]	—	25
—„— Don Karlos, Infant von Spanien Einleitung von Goedeke [111]	—	80
—„— Die Jungfrau von Orleans. Einl. von Goedeke [60]	—	30
—„— Kabale und Liebe. Einleitung von Goedeke [79]	—	25
—„— Maria Stuart. Einleitung von Goedeke [92] . .	—	25
—„— Die Räuber. Einleitung von Goedeke [28] . . .	—	25
—„— Verschwörung des Fiesco. Einl. von Goedeke [112]	—	25
*—„— Wallenstein. Einleitung von Goedeke I. Teil: Wallensteins Lager — Die Piccolomini [113]	—	25
*—„— —„— II. Teil: Wallensteins Tod [114]	—	25
Beide Teile in einen Band gebunden	—	80
—„— Wilhelm Tell. Einleitung von Goedeke [27] . .	—	25
*Schopenhauer, Parerga und Paralipomena Kleine philosophische Schriften. 4 Bände	3	—
I. Band [93] — 60 Pf. — II. Band [94] — 70 Pf. III. Band [95] — 80 Pf. — IV. Band [96] — 90 Pf.		
Band 1 u. 2 in einen Band gebunden	1	90
Band 3 u. 4 in einen Band gebunden	2	30
*—„— Die Welt als Wille und Vorstellung. 2 Bände	1	10
I. Band (1. und 2. Buch) [39]	—	50
II. Band (3. und 4. Buch) [40]	—	60
Beide Bände in einen Band gebunden	1	70
*Seidel, Heinrich, Hans Beinharts Abenteuer [182] . .	—	60
*—„— Der Rosenkönig. Eine Vorstadtgeschichte [61] . .	—	40
*—„— Weihnachtsgeschichten [62]	—	60
Shakespeare, Julius Cäsar. Übersetzt von A. W. v. Schlegel. Mit Einleitung von Max Koch [80] . .	—	25
—„— Wie es euch gefällt. Übersetzt von A. W. v. Schlegel. Mit Einleitung von Max Koch [81]	—	25
*Simrock, Karl, Übersetzungen:		
*Gudrun. Deutsches Heldenlied [135]	—	80
*Das kleine Heldenbuch. 2 Bände [137. 138] . . je	—	80
Beide Bände in einen Band gebunden	2	20
*Das Nibelungenlied. Mit Simrocks Porträt [136] .	1	—
Skowronnek, Richard, Der Bruchhof. Ein Roman aus Masuren [201]	1	—
*Streicher, Andreas, Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim 1782 bis 1785 [143]	—	50
*Uhland, Gedichte [31]	—	70
—„— Ernst, Herzog von Schwaben. Trauerspiel [64]	—	20
—„— Ludwig der Baier. Schauspiel [63]	—	20
*Widmann, J. V., Touristennovellen [172]	1	20
*Wieland, Oberon. Ein Gedicht in zwölf Gesängen. Mit Einleitung von Franz Muncker [65]	—	60
*Wilbrandt, Adolf, Feuerblumen [173]	—	90
*—„— Novellen aus der Heimat [97]	—	90
*—„— Die Rothenburger. Roman [196]	1	—
*Wilhelm I. und Bismarck in ihrem Briefwechsel. Auswahl u. Erläuterung v. Eduard von der Hellen [202]	1	60
*Wolzogen, K. v., Schillers Leben [82]	—	70


LIBRARY
MAR
10
1981

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolge
Stuttgart und Berlin

Hermann Sudermann

Litauische Geschichten

26.—40. Auflage

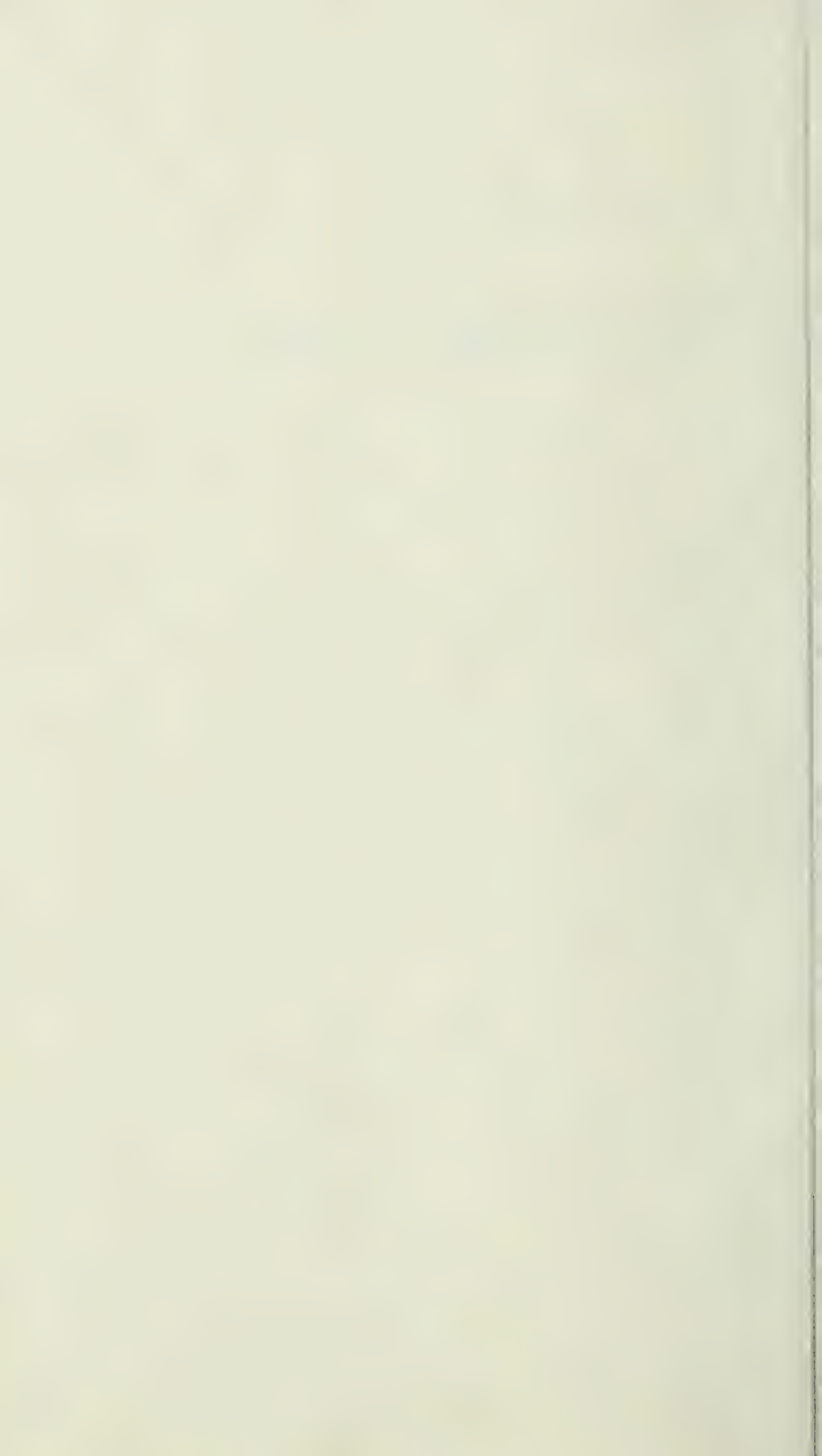
Gebunden M. 6.—

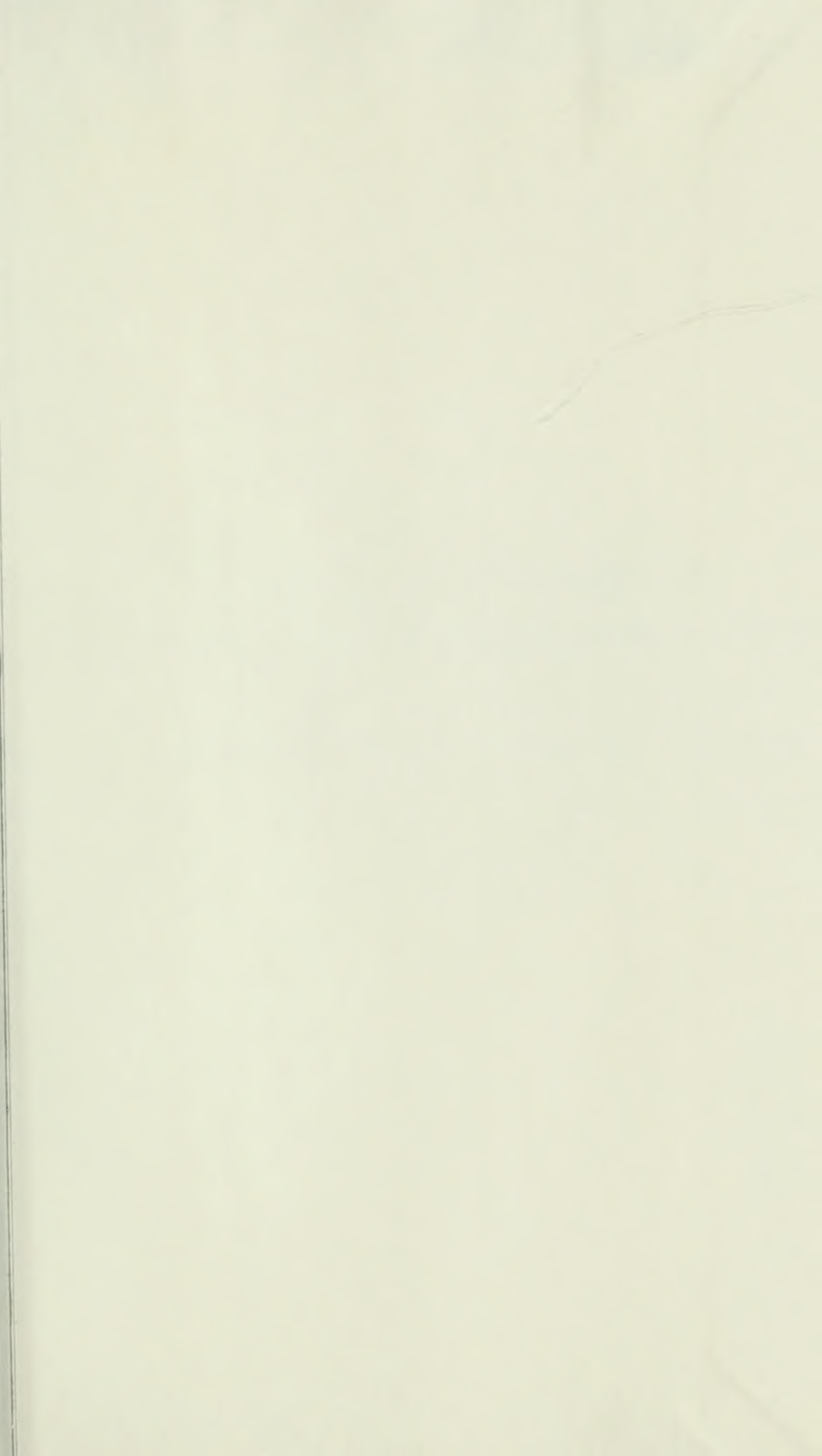
Inhalt: Die Reise nach Tilsit — Miks Bum
bullis — Jons und Erdme — Die Magi

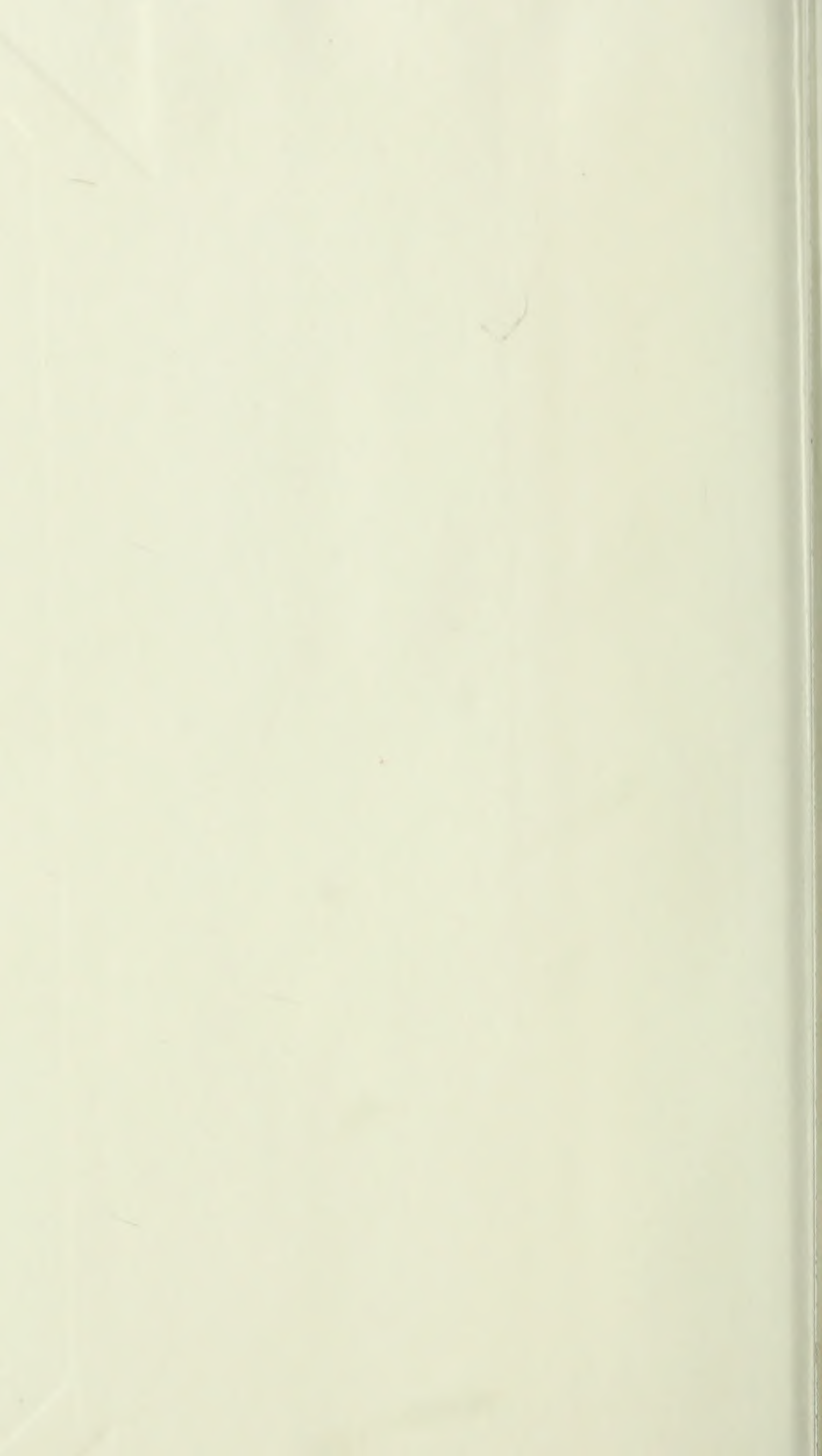
Des Dichters ostpreußische Heimat, das Mündungs
gebiet der Memel am Kurischen Haff, ist der Schau
platz dieser vier Erzählungen, die uns seelische un
landschaftliche Bilder von erstaunlicher Glaubhaftigkei
und unverlöschlicher Eindruckskraft vor Augen führe
Mit der ganzen schmerzlichen Liebe des Sohnes sin
sie gezeichnet und mit der vollen Sicherheit des reife
Künstlers, der eine in frühen Tagen geschaute eige
artige Welt mit durchdringender Klarheit zu gestalte
und unwiderstehlich packend zu schildern vermag. Ei
hinreißende Wahrhaftigkeit in der Darstellung all
äußeren und inneren Vorgänge bannt den Leser vo
ersten bis zum letzten Worte, und mild versöhne
schwebt über dem Ganzen ein aus dem tiefsten Mi
gefühl des Dichters entspringender Humor.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart









MAN 2 1984

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 07 06 06 004 5